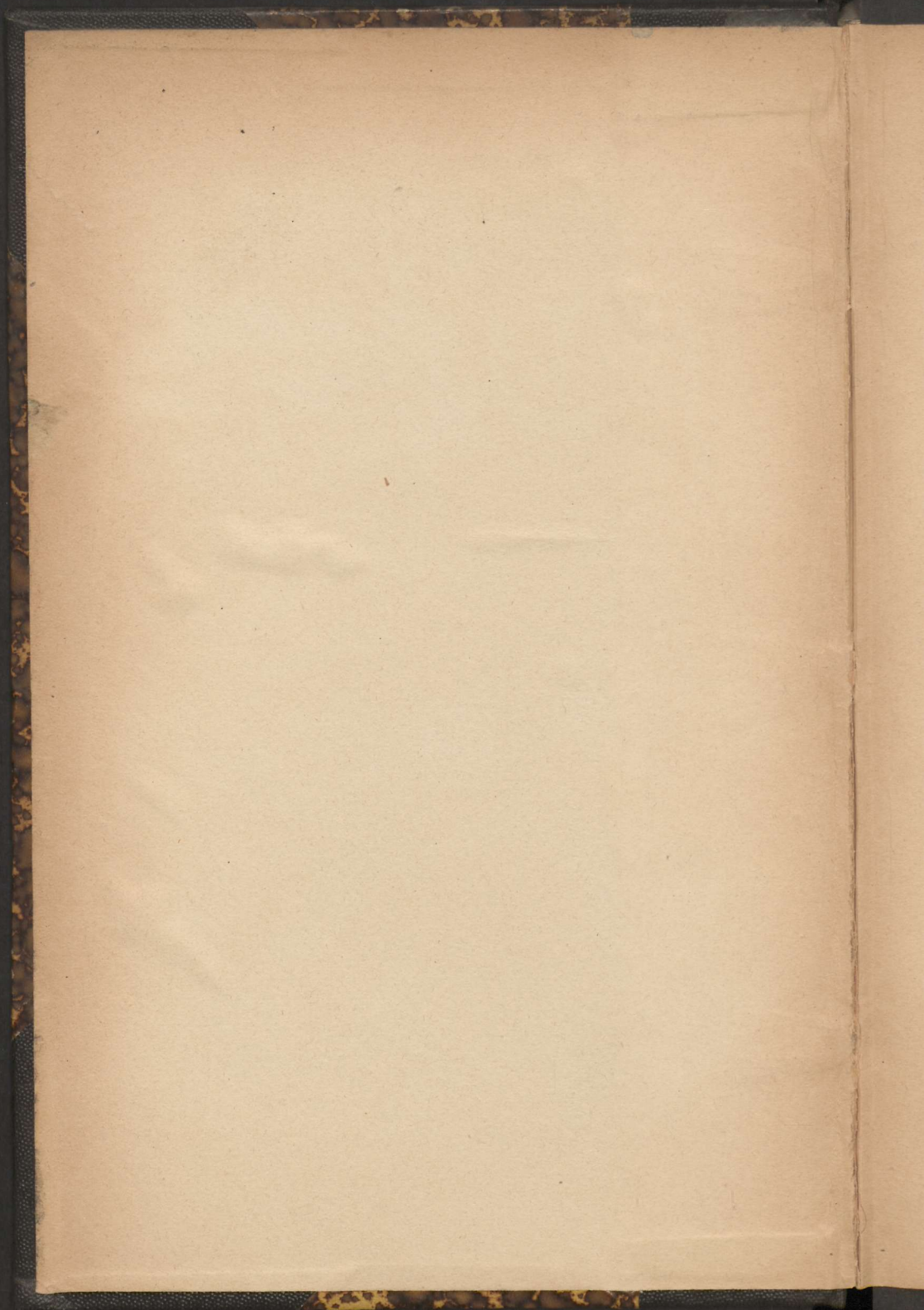
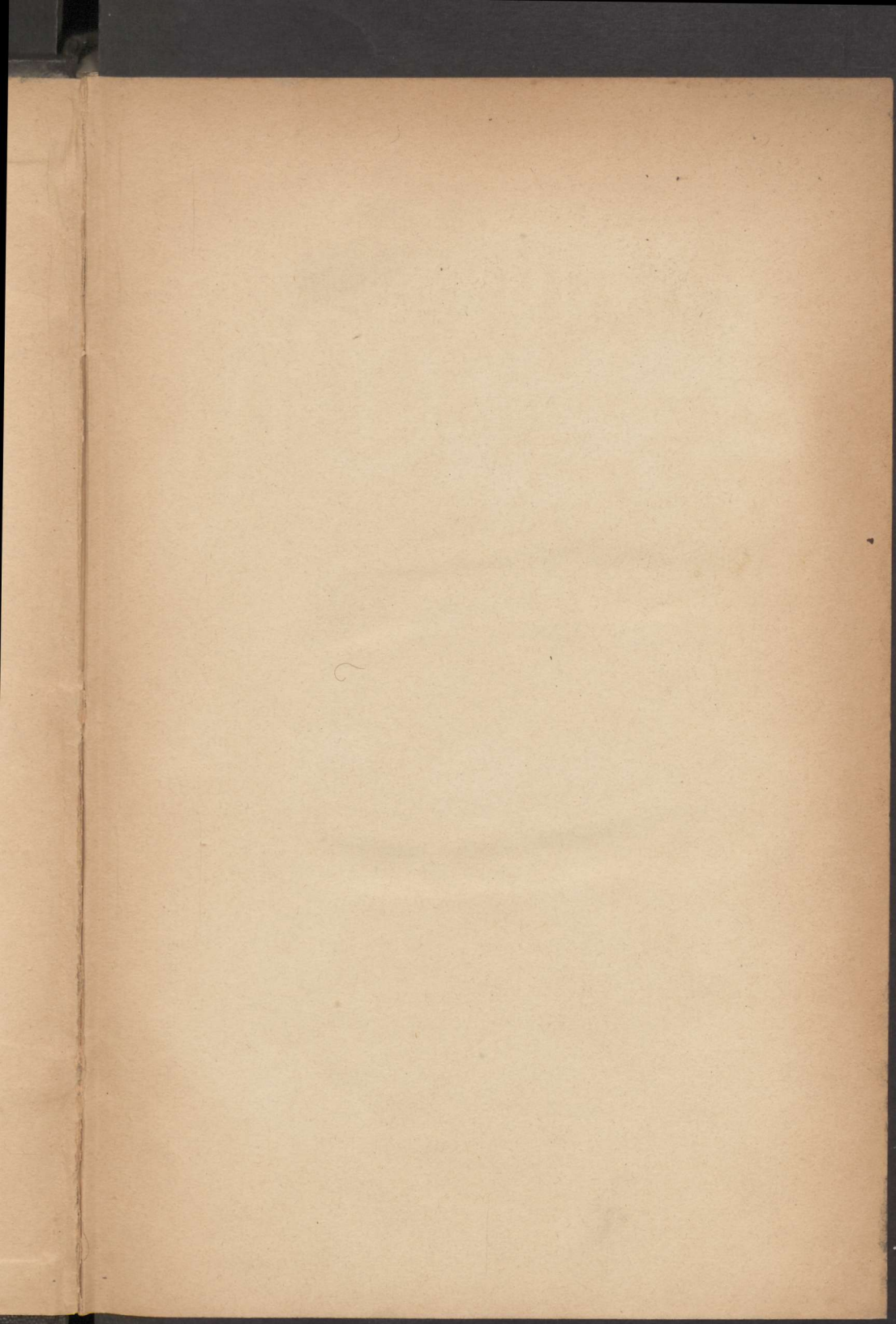


170968







En

Q

1

1



Preis eleg. geh. Mf. 2.—, geb. Mf. 3.—.



Die Brüder.

Erzählung

VON

Franz Herzog.

Deutsch von Ludwig Wechsler.



Leipzig.

Verlag von J. E. Neupert's Nachf.

L. eleg. g.
721.



~~42.106.~~



M. N. MÚZEUM KÖNYVTÁRA
II. Nyomt. Növedéknapió
1898 év 546. sz.

170968



Die Brüder.



Die Brüder

1/2

I.

„Es ist denn doch eine gar traurige Sache, wenn man ohne Leibeserben sterben muß!“ seufzte im zweiten Jahre seiner Ehe der Grundherr von Bács-Tamas, der schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, daß der Himmel seinen Ehebund mit Kindern segnen werde. Die Befürchtung des wackeren Alexander Gyurkovics erwies sich indessen als verfrüht und wurde schon im Herbst desselben Jahres vom Himmel in zweifacher Weise dementiert, indem ihn seine Gattin mit Zwillingen beschenkte. Dieses Dementi sollte sich im Laufe der Jahre noch mehrfach wiederholen. Der ältere Bruder des Grundherrn, der hochwürdige und hochwohlgeborene Rektarius Gyurkovics, Titularprobst — in partibus infidelium — von Kolumbács erblickte in diesem zweifachen Familiensegen einen Beweis des besonderen Wohlwollens aller Himmlischen und legte der Mutter nahe, einen ihrer Söhne dem Dienste der Kirche zu weihen. — „Gut,“ willigte Frau Gyurkovics ein; „wir werden Géza zum Priester erziehen. Wenigstens wird er die Thorheit nicht begehen, zu heiraten.“

Frau Gyurkovics bekannte sich nämlich zu der eigentümlichen Theorie, daß die Frauen klug daran thun,

wenn sie sich unter die Haube zu kommen beeilen; was dagegen das starke Geschlecht anbetraf, so war sie der Ansicht, daß ein jeder Mann ein Narr sei, der seinen Nacken ins Joch beugt. Auf welche Weise die edle Dame die einander widersprechenden Interessen der beiden Geschlechter unter einem Hut vereinen wollte, wird wohl ein ewiges Rätsel bleiben.

Ein unbedeutendes Familienereignis erregte denn doch einigen Zweifel in den Eltern darüber, ob in dem kleinen Géza die zu dem heiligen Beruf erforderlichen Vorbedingungen denn vorhanden seien. An einem schönen Frühlingstage nämlich lagen die beiden Püppchen unter der fürsorglichen Aufsicht der Mutter im Garten auf einer ausgebreiteten Decke und ließen sich von den warmen Sonnenstrahlen bescheinen. Géza hatte einen Esel aus Kautschuk in der Hand, der kleine Bandi ebenfalls. Mit einemmale entriß der kleine Bandi, der ein sehr ruhiges Kind war, mit einer schnellen Bewegung das Spielzeug seinem Brüderchen Géza, worauf dieser mit seinem winzigen Händchen eine im Verhältnisse zu seinem Alter von acht Monaten äußerst kräftige Ohrfeige dem kleinen Attentäter auf die feiste Wange applizierte. Es war das eine schallende und allen Anforderungen der Ritterlichkeit entsprechende Ohrfeige gewesen, welche — nachdem Géza dergleichen noch niemals zu sehen Gelegenheit gehabt hatte — unbedingt dem innerlichen Antriebe des Kindes entsprungen war. — „Da sehe einer den kleinen Prahlhans!“ rief Frau Gyurkovics von mütterlichen Selbstbewußtseins aus. „Der wird niemals zum Priester taugen!“ — „Weshalb nicht?“ fragte der Gatte.

„Er wird ein thatkräftiges Mitglied der ecclesia militans abgeben können.“

Im folgenden Jahr traf ein neuerliches Dementi der Eingangs erwähnten Befürchtungen des Herrn Gyurkovics ein, nämlich Milan, und zwei Jahre darauf wieder ein Junge, der den Namen Gyurka erhielt. Die älteren Söhne des Herrn Gyurkovics begrüßten ihre zahlreich anlangenden kleinen Brüder indessen mit einer sich unverhohlen äußernden Antipathie, und Géza machte einmal eine sehr cynische Bemerkung, über welche seine Mutter ganz betroffen war. — „Was sollen denn diese vielen Kinder?“ fragte er mit blasiertem Gesicht. Der andere, Bandi, geriet dagegen in eine wahre Wut, als er einst mit seiner Wärterin über eine Wiese schritt und dort den langbeinigen Storch erblickte, der in dem feuchten Grund nach einem Frosch ausspähte. Er hob die kleine Faust empor und drohte damit dem Vogel. „Tragen Sie sie zurück!“ rief er dabei aus. „Hören Sie? Tragen Sie sie alle zurück, damit sie nicht immer schreien und weinen!“ — Die Wärterin behauptete, Bandi Gyurkovics habe hierunter seine Brüder verstanden, die der Storch mit sich nehmen sollte.

Eine aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Familie hat gewiß ihre Vorzüge, unter welchen der Genuß, welchen es bereitet, wenn man aus den eigenen Brüdern einen kompletten Viererzug zusammenstellen kann, zweifellos nicht an letzter Stelle steht. Nach den Aussagen durchaus vertrauenswürdiger älterer Personen machten sich die heranwachsenden Brüder Gyurkovics zu jener Zeit unter ihren Altersgenossen dadurch bemerkbar, daß

sie sehr viel und in erschreckender Weise brüllten. Um ihre Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete in gebührender Weise zu charakterisieren, bediente sich einer ihrer früheren Erzieher des folgenden historischen Vergleichs: Die Cimbern und Teutonen schlugen durch ihr furchtbares Schlachtgeschrei die römischen Legionen in die Flucht und nahmen Oberitalien ein; hätten sich aber die Cimbern und Teutonen mit den Brüdern Ghyrkovics verbündet, so hätten sie gewiß auch Rom eingenommen. Ihre furchterweckenden Stimmen ließen die Brüder aber zumeist nur erschallen, wenn sie unter der Einwilligung ihrer Gemütsregungen standen. Beispielsweise brüllten sie, wenn sie sich während ihrer Spiele trefflich amüsierten; sie brüllten auch aus Langeweile, wenn sie nicht wußten, was sie spielen sollten und brüllten schließlich und vornehmlich, wenn sie Prügel bekamen. Prügel bekamen sie im Durchschnitt jede Woche einmal von ihrem Vater und zwar regelmäßig am Samstag Abend, wenn der Papa die Arbeiter ausbezahlt hatte. Sie erhielten ihre Prügel im Pauschale für die im Laufe der Woche etwa verübten, allein nicht bekannt gewordenen Streiche. Auch konnten die Urheber der zur allgemeinen Kenntniss gelangten mutwilligen Streiche nur in den allerseltensten Fällen eruiert werden, und darum wendete Herr Ghyrkovics das System an, für jede Ungehörigkeit, die er im Hause bemerkte, seine sämtlichen Söhne zur Verantwortung zu ziehen. Die Brüder kannten diese Gewohnheit ihres Vaters bereits, und wenn sie tagsüber beispielsweise das Klirren einer zerbrochenen Fensterscheibe vernahmen, so ergriffen sie

darum wie von Sinnen die Flucht. Mit weitblickender Boraussicht hatten sie im Gartenzaun mehrere Öffnungen angebracht, welche sie mit romantischer Übertreibung „Burgthore“ nannten, hatten dieselben unter einander verteilt, und wenn Gefahr drohte, so schlüpfte ein jeder mit der Gewandtheit einer Eidechse durch sein Thor aufs freie Feld hinaus. Nur der langbeinige Milan bildete eine Ausnahme hiervon; schon im Alter von acht Jahren verschmähte er das „Burgthor“ und setzte wie eine verfolgte Gemse mit einem Sprung über den Zaun. Oft konnte man Herrn Gyurkovics mit dem vorsorglich hinter dem Rücken verborgenen Pfeifenrohr neben dem Gartenzaun stehen sehen, von wo er mit den auf freiem Felde umhertollenden Kindern kurzweilige Unterhandlungen pflog. „Komm' nur herein, mein Sohn Géza!“ — „Wozu denn, Väterchen?“ — „Ich möchte Dir 'ne Backpfeife geben, mein Sohn!“ — „Nicht einmal für zwei Backpfeifen gehe ich, Väterchen!“

In den Elementargegenständen wurden die Knaben zu Hause unterrichtet, wo sie im Durchschnitt jährlich einen Erzieher konsumierten. Eine Ausnahme bildete abermals Milan, zu dessen Blütezeit in einem Jahre drei Erzieher im Schlosse zu Vács-Tamás aufeinander folgten. Die Zwillinge, Géza und Bandi, kamen nun ins Gymnasium; ersterer nach Baja, letzterer nach Szabadka. In seiner neuen Umgebung machte Géza mit einem merkwürdigen Einfall viel von sich reden. Mit Hilfe einiger aus dem Elternhause mitgebrachter Dominosteine komponierte er nämlich ein Spiel, welches — laut dem amtlichen Protokoll über die vom Professoren-

körper in dieser Angelegenheit vorgenommene Untersuchung — in seiner Grundidee eine auffallende Ähnlichkeit mit dem „Färbl“ genannten Hazardspiele besaß. In diesem Spiel hatte er seine Studienkameraden unterrichtet und ihnen, laut Protokoll, das Taschengeld, Federn und Schreibhefte abgewonnen. Am Schluß des Schuljahrs richtete der Direktor einen Brief an Herrn Gjurkovicz, in welchem er ihn ersuchte, er möge seinen Sohn in einer anderen Schule unterbringen, da der Professorenkörper sonst gezwungen wäre, Géza aus dem Bajaer Institut auszuschließen. Der Vater war hierüber nicht sonderlich verwundert, umso erstaunter aber über ein anderes, ähnlich lautendes Schreiben, welches er von dem Direktor des Gymnasiums zu Szabadka erhielt und das sich auf seinen Sohn Vandi, das heißt Andreas, bezog. Das Resultat der beiden Briefe bestand darin, daß man Géza nach Szabadka und Andreas nach Baja schickte, die zwei Professorenkörper aber in dem neuen Schuljahr unabhängig von einander konstatierten, daß der diesjährige Gjurkovicz noch ärger sei als der vorjährige.

Daß die Zwillinge unter diesen Umständen das Gymnasium dennoch absolvierten, ja sogar ein Maturitätszeugnis erlangten, ist der in der Hauptstadt in Blüte stehenden Institution der mit dem Öffentlichkeitsrecht ausgerüsteten Privatgymnasien zu verdanken. Es ist erwähnenswert, daß zwischen Géza und seinem Vater unmittelbar vor der Maturitätsprüfung ein beklagenswertes Mißverständnis auftauchte. Géza kaufte sich nämlich, um einem längst empfundenen Bedürfnisse ab-

zuhelfen, auf die Rechnung seines Vaters ein Paar weiße Gamaschen, Herr Gyurkovics aber brachte den Preis der Gamaschen von dem Taschengelde Gézas in Abzug, worüber dieser in eine tiefe Verbitterung geriet. „Ich bin nicht mein eigener Sohn,“ sprach er, „um meine Kleider selbst zu bezahlen. Wenn mich mein Vater derart behandelt, so werde ich keine Maturitätsprüfung ablegen —“ — Herr Vecséra, der Direktor des vorerwähnten Privatgymnasiums, hatte für diese Erklärung nur ein malitioses Lächeln. „Sie werden keine Maturitätsprüfung ablegen? Das hängt nicht von Ihnen ab, mein Freund, sondern von mir, dem Herrn Direktor! Verstanden?“

Als der Tag der Prüfung gekommen war, suchte man Géza vergebens in der ganzen Klasse. Sein Erzieher meldete, daß der junge Herr in seinem Bette liege und — *ipsissima verba!* — fest entschlossen sei, um keinen Preis der Welt die Maturitätsprüfung abzulegen. Von flammender Entrüstung erfüllt, eilte der Herr Direktor in den Schlaffaal hinunter. „Gyurkovics! Auf der Stelle kommen Sie, um die Matura abzulegen!“ — „Nicht einmal wenn es der liebe Gott selbst befiehlt!“ — „Nicht? Ich werde Ihnen also zeigen, daß ich hier der Herr Direktor bin und nicht Sie.“ — Zwei Professoren und der Schuldiener mußten ihn gewaltsam aus dem Bette ziehen, in seine Kleider stecken und in die Klasse hinaufexpedieren. Der junge Mensch leistete erbitterten Widerstand und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen mit Grobheiten und dem größten Unfinn; — doch die rohe Gewalt siegte und

Géza Gyurkovics erhielt in Gemeinschaft mit seinem Bruder Andreas, der sich resigniert in sein Schicksal ergab, das Reisezeugnis ausgestellt.

Andreas, der für die gelben Gamaschen und grünen Jagdröcke von unmöglichem Zuschnitt der Grundbesitzer in der Provinz stets eine besondere Vorliebe befundet, hatte, bezog nun die landwirtschaftliche Akademie zu Maghar=Dvár, während Géza, dem der Titularprobst Kolumbács seine Gunst schon längst endgültig entzogen hatte, seine Studien an den Spieltischen der zumeist von Juristen besuchten Kaffeehäuser zu Budapest fortsetzte.

II.

Die im Laufe der Jahre zur Witwe gewordene Frau Gyurkovics hatte es glücklich durchgesetzt, daß man ihren Sohn Andreas als zum Militärdienst untauglich nach Hause schickte. Die Kommission vermochte dem wehenden Witwenschleier der noch immer schönen Frau nicht zu widerstehen und einigte sich dahin, daß Andreas Gyurkovics schwachbrüstig sei. Als sich der breitschulterige junge Bär aber auskleidete und der hochgewölbte Brustkasten, an welchem der Arzt entlang klopfte, Töne wie ein Kupferkessel von sich gab, blickten einander die wetterharten, sturmgestählten Männer wütend an. — „Er hat ein Herzleiden,“ sagte endlich der mutigste unter ihnen. Andreas legte die Hand auf den Magen und meinte zustimmend, daß er dort wirklich etwas Verdächtigendes fühle.

Als zweijähriger Jurist unterbrach Géza seine Kartenpartien, um als Freiwilliger bei den Husaren seinem Könige und dem Vaterlande zu dienen. Am letzten Tage des September langte er in Vács-Reve, dem Garnisonsort seines Regiments an, um zu seiner Schwadron einzurücken. Schon in dem Waggon erster Klasse, in welchem er die Fahrt nach Reve zurücklegte, ging eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Er sprach überlauten Tones und erteilte den Dienstmännern seine Befehle mit einer keinen Widerspruch duldbenden Bestimmtheit. Als er aber mit der zum Schutze des Vaterlandes bestimmten Waffe an der Seite und in der ganzen reichverschnürten Pracht seines Einjährig-Freiwilligentums durch die Straßen schritt, fühlte er erst so recht, welch ungeheure Umwandlung sich mit ihm vollzogen hatte. Aus der Raupe war der glänzende Schmetterling geworden. Mit einem leisen Schauer und einem Gemisch von Mitleid und Verachtung, dachte er an die Zeit zurück, da er noch Civilist gewesen und die — er mußte es sich errötend gestehen — eigentlich schon mit seiner Geburt begonnen hatte. Und dieses Gemisch von Mitleid und Verachtung drückte auch seine Miene aus, mit welcher er die durch die Straßen schreitenden Mitmenschen in Civil fixierte, die aber sonderbarerweise sich ihrer traurigen Lage gar nicht bewußt zu sein schienen.

Von dem im Kasernenthor herumlungern den dienstthuenden Husaren erfuhr Géza, daß sein Rittmeister in Gemeinschaft mit dem Herrn Oberst die Ställe visitiere. Er trat an die Stallthür, wick aber schon im nächsten

Moment erschrocken zurück. Aus der dunklen Tiefe des Stalles vernahm er ein dumpfes Grollen, als würde dort der Niagara-Fall in Gesellschaft des Samum-Windes die Pferdewiste abstatten. Und dann nahte die Gefahr mit orkanartiger Geschwindigkeit. Gleich den vom Sturm gejagten Vögeln flogen zur Stallthür erschrockene Husaren mit Schaufel und Eimer in der Hand hinaus, während ein Kadett mit leichenblassem Gesicht wie von Sinnen in der Richtung des Offizierspavillons entfloß. Von einigen Offizieren begleitet kam dann der Oberst in der ganzen erhabenen Würde seines dräuenden Zornes selbst zum Vorschein. Sein rollender Blick blieb auf Géza Gyurkovics haften und sein glühendes Auge schweifte über die Attila des Freiwilligen, die nicht mit den vor-schriftsmäßigen kaisergelben, sondern mit schwer zu ahnenden kanariengelben Schnüren geschmückt war. Funken-sprühend glitt sein Auge über den Säbel Gézas, der gleich dem der Offiziere einen Nickelkorb hatte, und blieb endgültig an seinen spitzen Lackstiefeln haften. Grabesstille. — „Was sind Sie?“ fragte er endlich tiefen Tones. — Ich heiße Géza Gyurkovics,“ stotterte der Freiwillige erschrocken. — „Ihr Name kümmert mich nicht. Ich fragte nur, was Sie sind.“ — „Zweit-jähriger Rechtshörer —“ — Der Oberst ließ ein furchtbares Lachen vernehmen. „Was — sind — Sie?“ wiederholte er, jedes Wort mit überflüssigem Nachdruck betonend. — „Römisch-katholischer Religion,“ stotterte Géza, dessen Stirn sich mit kaltem Schweiß bedeckte. Der Tyrann hob beide Hände gen Himmel empor, als wollte er die Bewohner desselben bitten, in eigenem

Interesse von den sich im Hof der Kaserne abspielenden Vorgängen Kenntniss zu nehmen. „Welcher Todfeind hat mir diesen Menschen, der nicht einmal weiß, was er ist, auf den Hals geschickt?“ — „Husar!“ flüsterte ein Offizier hinter dem Oberst. — „Ich bin Husar!“ wiederholte Géza versagenden Tones. Darauf hatte der Oberst nur gewartet. „Wer will Ihnen das weiß machen? Sie glauben vielleicht, daß Sie eine Uniform tragen? Sie sind kein Husar, sondern ein Polichinel, ein spanischer Grand, eine Ballettdame, ein Kafadu oder weiß ich was, aber ein Husar sind Sie nicht! Guten Tag, meine Herren!“ Er machte auf den Hacken Kehrt und entfernte sich in der Richtung des Offizierspavillons. Sodann erklärte der Oberstlieutenant dem Freiwilligen den Grund des Zornes des Oberst und begleitete die sich auf die Uniform beziehenden einzelnen Abschnitte des Dienstreglements mit allerlei hämischen Randbemerkungen.

Die unermessliche Bitterkeit, welche das Herz des jüngsten Mitgliedes der Garnison von Bács-Keve verzehrte, suchte nach Erleichterung, die ihr noch an demselben Abend zuteil wurde. Nach dem Zapfenstreich kam nämlich ein zu Tode erschrockener Kellner in den Hof der Kaserne gestürzt und berichtete, daß in dem „Zum Goldenen Stern“ benannten Kaffeehause ein betrunkenener Freiwilliger mit dem gezogenen Säbel die ganze Welt niedermegeln wolle. Der Freiwillige hatte — wie der Kellner erzählte — zuerst mit schmetternder Stimme ein Sonderzimmer verlangt, da es sich nicht mit seiner Würde vertrage, sich mit Civilisten in einem Zimmer

zu amüsieren, und da man bei dem absoluten Mangel eines Sonderzimmers seinem Wunsche nicht entsprechen konnte, so hatte er den Säbel gezogen und die anwesenden Gäste in die Flucht geschlagen, was in erstaunlich kurzer Zeit gelungen war. Der dienstthuende Offizier entsendete sofort eine Patrouille in das Kaffeehaus und beauftragte den Korporal, den Freiwilligen festzunehmen und nach der Kaserne zu bringen. Im „Goldenen Stern“ war der Freiwillige aber nicht mehr zu finden. Nun verfügte sich die Patrouille in sämtliche öffentliche Vergnügungslokale und schließlich auch in den Gasthof, in welchem Géza abgestiegen war. Im Korridor des Gasthofes kam ihnen der junge Mensch gerade entgegen. — „Folgen Sie uns in die Kaserne!“ sagte der Korporal zu ihm. — „Gut, ich gehe.“ — „Aber vorerst geben Sie Ihren Säbel ab!“ — „Meinen Säbel? Den gebe ich nicht ab!“ — „Sie müssen aber! Geben Sie ihn nicht gutwillig, so nehmen wir ihn Ihnen mit Gewalt ab!“ — „Das wollen wir sehen!“ sprach Géza, indem er zwei Schritte zurücktrat und die Hand an den Säbelforb legte. Mit freideweißem Antlitz starrte er auf den Unteroffizier. — „Machen Sie doch keine Dummheiten, Freiwilliger!“ riet ihm dieser. „Widerstand gegen die Patrouille wird mit Festungshaft bestraft.“ — „Egal! Meinen Säbel gebe ich nicht ab!“ — Und als der Korporal auf ihn zutreten wollte, zog Géza den Säbel aus der Scheide und sagte: „Und nicht einmal, wenn Sie mich in Stücke hauen!“ — Noch bevor sie aber ihre Waffen mit einander messen konnten, begann sich der Freiwillige eines anderen: er schlüpfte durch die offen=

stehende Thür in sein Zimmer und sperrte die Thür hinter sich ab. Inzwischen hatten sich Leute im Korridor angesammelt, das Treppenhaus wimmelte von Menschen und der Lärm lockte auch den Oberlieutenant Aron aus dem Speisesaal herauf. Er war der Oberlieutenant des Freiwilligen, dem er schon des Morgens seiner vorschriftswidrigen kanariengelben Schnüre wegen die Leviten gelesen hatte. Der Korporal erstattete die Meldung und der Oberlieutenant wollte schon nach einem Schlosser schicken, um die Thür öffnen zu lassen, als der Oberkellner mit einem zweiten Schlüssel die Thür aufschloß. — Géza Gyurkovics stand mit leichenblassem Gesicht hinter dem Tisch, auf welchem sein kleiner Bulldogrevolver lag, während seine Linke am Säbelgriff ruhte. — „Geben Sie Ihren Säbel ab oder ich lasse Sie niederhauen!“ redete ihn der Oberlieutenant streng an. Der Freiwillige schüttelte nur trotzig den Kopf, worauf der Offizier zur Seite trat. „Korporal, vorwärts!“ — In demselben Augenblick erfaßte Géza Gyurkovics den vor ihm liegenden Revolver und feuerte ihn gegen die eigene Brust ab. Die Husaren ließen ihre Säbel sinken, Géza aber stützte sich mit beiden Fäusten auf den Tisch. „Herr Oberlieutenant, ich melde gehorsamst, ich habe mich erschossen!“ sprach er leise. — „Esel!“ lautete die erste Erwiderung des Offiziers. Dann eilte er ihm aber zur Hilfe. Man setzte ihn auf einen Stuhl und knöpfte ihm die Attila auf, unter welcher sein blutgetränktes Hemd zum Vorschein kam. — „Schnell einen Arzt!“ — Man brauchte nur in den Speisesaal hinunterzuschicken, wo drei Ärzte mit einander Tarot

spielten. Die Doktoren konstatierten, daß die Verletzung keine gefährliche sei. Der Revolver sei so kleinen Kalibers, daß er eher ein Spielzeug als eine Waffe darstelle. Die Kugel saß an einer Rippe und einer der Ärzte drückte sie mit dem Finger heraus.

Drei Tage später konnte Géza — mit dem Säbel an der Seite — bereits sein Zimmer verlassen, und nun richtete der Rittmeister die folgende erbauliche Rede an ihn: „Sie sind reif fürs Tollhaus, mein lieber Freund, und ich schätze mich sehr unglücklich, daß man gerade meine Schwadron mit Ihnen verunglimpfte. Dem ‚Goldenen Stern‘ haben wir mit fünfzig Gulden den Mund gestopft — das Geld können Sie uns zurückgeben, wenn Sie es haben — und daß Sie der Patrouille Widerstand geleistet haben, werden wir nicht ernst nehmen. Sie bekommen dreißig Tage Kasernenarrest und damit wird die Sache in Ordnung sein. Sollten Sie sich aber noch einmal erschießen wollen, so stelle ich Ihnen sehr gerne einen Unteroffiziersrevolver zur Verfügung; ein solcher entspricht seinem Zwecke viel besser als solch ein Kinderspielzeug. — Sie können gehen!“

III.

Etwa einen Monat später brachte der Rittmeister in Gegenwart des Oberlieutenants Aron den Freiwilligen zur Sprache. „Wie steht es denn mit unserem Selbstmörder?“ — „In der Reitschule ist keine Klage über ihn. Er ist ein strammer Junge und hat Talent zum Reiten.“

Zur selben Zeit geschah es, daß Géza sein Herz entdeckte. Er machte diese Entdeckung in der Folge noch recht oft; doch erregte es kein solches Aufsehen mehr. Die poetische Erinnerung an seine erste Liebe ist mit dem Bilde eines zweiköpfigen Adlers eng verknüpft. Dieses ehrwürdige Symbol prangte in geradezu riesenhaften Dimensionen an der weißen Mauer des Treppenhauses des von den Offizieren bewohnten Pavillons. Einst war das ganze Treppenhaus bunt bemalt gewesen und der in Rede stehende Wappenvogel prangte in der Mitte eines aus Kanonenrohren und Bombenpyramiden komponierten Stillebens; als die verblaßten Wände weiß übertüncht wurden, begnadigten die loyal fühlenden Offiziersburschen das kaiserliche Federvieh. Im übrigen unterschied sich dieser Adler insofern von seinen übrigen heraldischen Genossen, als er am Magen das ungarische Staatswappen trug. Mit seinem dünnen Hals, dem qualvoll aufgesperzten Schnabel und den hervorquellenden Augen machte er ganz den Eindruck, als lägen ihm die vier Flüsse und drei Berge, die er verschlungen hatte und die das ungarische Wappen darstellen, schwer im Magen. Das Stockwerk bewohnte der Oberst ganz allein mit seiner Tochter Judith, das Erdgeschoß hatten einige Offiziere von niedrigerem Rang inne. Géza, der in der letzten Zeit den Oberlieutenant Aron zu besuchen begonnen hatte, blieb oft nachdenklich vor dem Adler stehen. Es wollte ihn bedünken, als bedürfe das Bild noch einer Ergänzung.

Eines Abends, als er nach zehn Uhr wieder durch den Pavillon schritt, ward er mit einemmale von dem

Instinkt künstlerischen Schaffens übermannt. Und als wollte selbst der Zufall seiner Begeisterung zu Hilfe kommen, war in den weiten Korridoren keine menschliche Seele zu erspähen; unter dem Adler aber stand neben der Wand ein umgestülpter Topf, auch einen blauen Bleistift fand er in seiner Tasche, was ganz entschieden ein Fingerzeig der ihn begeisternden Muse war. Er stellte sich auf den Topf und begann, beim Scheine der an der Wand hängenden kleinen Petroleumlampe in kühnen Umrissen zu zeichnen. Er zeichnete dem Adler eine etwas seitwärts sitzende Zipfelmütze auf dem einen Kopf und steckte ihm eine kurze Stummelpfeife mit einer kleinen Troddel in den Schnabel. Als er sein Werk betrachtete, konnte er sich seine Anerkennung selbst nicht versagen: der so traurig blickende Vogel hatte einen bedeutend fideleren Ausdruck erhalten. Und so arbeitete er denn unentwegt weiter. Gerade wollte er aus der Pfeife qualmende Rauchwolken emporsteigen lassen, als er am Fuße der Treppe ein verdächtiges Geräusch vernahm. Er wendete sich um und sah, daß er bei seiner Arbeit einen Zuschauer habe. Der Oberst — der offenbar aus dem Gasthause heimgekehrt war — stand auf der untersten Stufe, hatte die Hände in die Hüften gestemmt und sah ihm schweigend zu. — Géza sah die schönsten roten, weißen und grünen Feuerringe vor seinen Augen tanzen; dann sah er, wie der doppelköpfige Adler die Flügel ausbreitete, die weiße Mauer in Bewegung geriet und der ganze Offizierspavillon sich im Kreise zu drehen begann wie das Karoussel auf den Jahrmärkten.

Jetzt ließ der Oberst einen Laut vernehmen, der dem jungen Mann das Blut in den Adern erstarren machte, einen Laut, wie ihn der bengalische Königstiger von sich geben mag, wenn er zum Sprunge ansetzt. Und dieser Laut gab Géza das Denkvermögen wieder. Blitzschnell streckte er den Arm aus und schlug die Lampe von der Mauer. Tiefe Dunkelheit senkte sich über das Treppenhaus, und der Freiwillige sprang von dem Topf herab. — „Unteroffizier!“ donnerte der Oberst. „Wie heißen Sie?“ — „Er hat mich nicht erkannt! frohlockte Géza im Innern und eilte lautlos die Treppe empor. Hinunter konnte er nicht, wenn er dem Oberst nicht in die ausgebreiteten Arme geraten wollte. Mit vorgestreckten Armen stieg der Oberst tastend die Treppe hinauf und rief dabei mit schmetternder Stimme nach seinem Burschen: „Michel! Eine Kerze!“

Stumm schmiegte sich Géza am Ende des Korridors an die Wand und lauschte pochenenden Herzens auf das immer näher kommende Schnauben des Obersten. Wohin sollte er entfliehen? Die Fenster sind vergittert und sämtliche Thüren münden in die Wohnung des Obersten. In seiner Verzweiflung drückte er, ohne sich zu besinnen, auf die Klinke einer Thür und trat in ein matt erleuchtetes Vorzimmer. Von außen vernahm er das Toben des Obersten, dann wurden Thüren, zugeschlagen und eifertige Schritte tönten von allen Seiten. — „Hier wird er mich schnell gefunden haben,“ meinte der Freiwillige bei sich selbst. Neben dem in die Wohnung führenden Haupteingang entdeckte er eine kleine schmale Tapetenthür, hinter welcher er eine Art Kammer oder

Badezimmer vermutete, und so drückte er auf die Klinke. Er trat ein. Es war die höchste Zeit gewesen, denn kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, als er im Vorzimmer bereits Schritte und Sprechen vernahm. Er befand sich in tiefer Dunkelheit, welche von einer angenehmen Wärme und kaum wahrnehmbarem feinen Lavendelduft durchflutet war. Lange Zeit stand er mit verhaltenem Atem regungslos an einer Stelle; dann machte er vorsichtig einige Schritte, wobei er mit den vorgestreckten Händen sich einen Weg suchte.

Jetzt fühlte Géza etwas unter den Fingern, etwas Seidenartiges, Weiches, Feines, wie Frauenhaar. Dann ein warmes Näschen. — „Papa?“ fragte eine sanfte, schläfrige Stimme. — „Ja, ich bin's,“ brummt Géza in tiefstem Baß. — „Ich bin so — schläfrig!“ stammelt die Eigentümerin des Näschens gähnend. Damit verstummt sie. Vielleicht ist sie wieder eingeschlafen. Dann aber beginnt sie lauter zu atmen und sich zu bewegen. „Papa?“ fragt sie von neuem. Géza wagt nichts mehr zu erwidern. Die Eigentümerin des vorerwähnten Näschens wälzt sich unruhig umher, dann wird mit einmal ein verdächtiges Knirschen vernehmbar. Sie reibt ein Zündholz und zündet die Kerze an.

Judith, die Tochter des Obersten, lag in ihrem Bette und kaum zwei Schritte von ihr entfernt stand Géza Gyurkovics. Eine Weile starren sie einander an. Das Mädchen reibt sich die Augen, offenbar in der Meinung, es sehe bloß ein Traumbild vor sich, dann fährt es erschrocken empor. „Wer ist das?“ — „Wenn ich sie erschrecke, so ruft sie um Hilfe; ruft sie um Hilfe

so bin ich verloren!" kalkulierte Géza nicht mit Unrecht. Er faltete also beide Hände wie zum Gebet und sprach demütigen Tones, indem er sanft lächelte: „Bei ihrem guten Herzen und Ihrer Nächstenliebe beschwöre ich Sie, sich ruhig zu verhalten!" — „Aber wer sind Sie? Was suchen Sie hier?" — „Ich bin der Freiwillige Géza Gyurkovics. Verhalten Sie sich, bitte, ruhig, denn wenn man nur einen Laut vernimmt, so bin ich verloren —" — „Ich fürchte mich —" sprach das Mädchen weinerlichen Tones und zog die blaue Seidendecke mit einer raschen Bewegung bis ans Kinn empor. — „Fürchten Sie sich nicht, ich bin ja ein rechtschaffener Mensch. Der Herr Oberst will meiner um jeden Preis habhaft werden, obschon ich niemand umgebracht, sondern nur dem doppelköpfigen Adler ein Pfeife in den Mund gesteckt habe —"

Dem doppelköpfigen Adler eine Pfeife in den Mund gesteckt! Die junge Dame war nunmehr überzeugt, daß sie es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe, und eine Begegnung mit einem verrückten Menschen, einem tollen Hund oder einem scheu gewordenen Stier war in den Augen Judiths das Schrecklichste, was ihr auf der Welt widerfahren konnte. Noch hatte sie kein einziges Mitglied dieses dämonischen Triumvirats gesehen; doch dachte die kleine feige Person an daselbe, wenn sie zuweilen mit klappernden Zähnen in ihrem Bette saß. Sie pflegte dann die Kerze anzuzünden und unter das Bett zu leuchten, ob da nicht ein verrückter Mensch, ein toller Hund oder ein scheu gewordener Stier verborgen sei. Und nun war gerade das Schrecklichste dieser drei

Dinge in Wirklichkeit eingetroffen! Géza beeilte sich, das Mädchen flüsternden Tones über die Begebenheiten aufzuklären, und endlich hatte Judith verstanden. — „Im Treppenhaus unten? Der zweiköpfige Adler? Dem malten Sie eine Pfeife in den Schnabel?“ Und sie begann zu lachen. — „Retten Sie mich, gnädiges Fräulein,“ flehte der junge Mann; „denn wenn mich der Herr Oberst findet —“

Judiths siebzehnjähriges Herz war angesichts der übergroßen Angst des Freiwilligen von tiefem Mitleid erfaßt. Nun kehrte auch ihr Mut wieder und sie sagte: „Wenn ich nur das Bett verlassen könnte. — Geben Sie mir meine Kleider dort, vom Schaukelstuhl! Und dann wenden Sie sich ab!“ — Mit großem Eifer reichte ihr Géza ihren Morgenrock aus roter Leinwand: dann drehte er sich gewissenhaft zur Mauer und betrachtete unverwandt den eingerahmten Hausfegen, während vom Bett her leises Kleiderrauschen vernehmbar war. — „Nun dürfen Sie sich umdrehen!“

Judith war ein hübsches, blondes junges Mädchen von schlankem, kräftigem Wuchs und mit einem energischen Gesichtsausdruck wie der Vater. Nun ihr der Zusammenhang der Dinge klar geworden, empfand sie keine Angst mehr. Sie fürchtete sich nicht im mindesten vor diesem kleinen Freiwilligen, dem gegenüber sie als richtiges Soldatenkind und Tochter eines Stabsoffiziers das Gefühl der Überlegenheit hatte. War doch ihr Vater dessen Vorgesetzter! „Ich werde Sie retten,“ sprach sie. — „Ich glaube,“ sagte der Freiwillige ängstlich lauschend, „man kommt hierher. Wäre es nicht gut, die Thür

abzusperren?" — „Das geht nicht, da ich es auch sonst nicht thue. Doch kommen Sie!" — Eine Ecke des niedlichen Mädchenzimmers wurde durch einen von der Decke bis zum Fußboden reichenden blauen Vorhang gänzlich verdeckt. Hinter diesen Vorhang ließ das Mädchen den jungen Mann treten. „Verhalten Sie sich ruhig. Sobald die Gefahr vorüber ist, führe ich Sie aus der Wohnung —"

Gleich darauf wurde leise an die Thür gepocht. — „Judith, bist Du noch wach?" — „Ja, Papa —" — Der Oberst trat ein und blickte zögernd um sich. Als kluge Taktikerin ging Judith selbst zum Angriff über. „Was ist denn geschehen, Papa?" — „Hast Du nichts gehört, Judith?" — „Gewiß habe ich gehört, daß man schon seit einer Viertelstunde hin- und herrennt und mit den Thüren schlägt," sprach die schlaue Judith. — „Meine Augen schließen sich, — doch die Deinen steh'n noch offen, lieber Gott!" betete Géza, dem in seiner Herzensangst kein anderes Gebet als das seiner Kinderjahre in den Sinn kommen wollte. — „Was ist denn das?" fragte der Oberst, einen Handschuh aus weißem Hirschleder von der Erde aufhebend. „Judith, was ist das?" — „Ein Handschuh!" flüsterte das junge Mädchen ersterbenden Tones, fügte aber dann mutiger hinzu: „Ein Handschuh von Dir, Papa!" — „Ich habe Handschuhe Nummer 8 und dies ist ein Handschuh Nummer 7 $\frac{1}{2}$!"

Eine furchtbare Pause trat ein. Der Oberst blickte mit funkelnden Augen um sich und Géza begann, sein Gebet schon mit dem Einmaleins zu verwechseln. —

„Doch die deinen steh'n noch offen, achtmal acht sind vierundsechzig!“

„Oho!“ — Nun war alles verloren! Das Auge des Obersten hatte eine Stiefelspitze erspäht, welche unter dem blauen Vorhang hervorlugte. Er riß den Vorhang zur Seite und erblickte den Freiwilligen, der in vor-schriftsmäßiger strammer Haltung, die Hand an der Mütze, von ihm stand. — „Da sind Sie also! Sie sind es also!“ Dann blickte er auf Judith, die gleichfalls in „Habt Acht!“-Stellung vor ihm stand, wie ein zum Rapport befohlener Soldat. — „Was ist das? Wie kam er hierher? Du hast ihn hier versteckt?“ — „Ich wollte ihn retten!“ flüsterte das Mädchen kaum vernehmbar. — „Großartig! Fabelhaft! Kolossal!“ Mit diesen drei Lieblingsausdrücken gab der Oberst seine Überraschung kund. Und als genügte ihm das noch nicht, ergänzte er dieselben folgendermaßen: „Ungeheuer kolossal! Fürchterlich fabelhaft!“ Dabei blickte er bald auf Judith, bald auf Géza, bis er von neuem zu sprechen begann: „Freiwilliger gehen Sie hinaus und erwarten Sie mich im Vorzimmer!“

Das Verhör des jungen Mädchens währte an die zwanzig Minuten; dann wußte der Oberst genug. Als er in das Vorzimmer hinaustrat, hielt er ein krummes bösnisches Messer in der Hand. — „Großer Gott,“ sprach Géza zu sich selbst; „er wird mich doch nicht abschlachten wie ein Huhn?“ — Der Oberst erteilte seinem Burschen einen Befehl und fuhr den jungen Mann grimmig an: „Folgen Sie mir!“

Von dem Burschen begleitet, der ihnen leuchtete,

schritten sie die Treppe hinab. Als sie vor dem doppelköpfigen Adler angelangt waren, blieb der Oberst stehen und betrachtete lange und aufmerksam den rauchenden Vogel. Er sah dabei so düster und geheimnisvoll aus wie der Oberpriester Baals, der vor dem geschändeten Götterbild das den Lasterer bestrafende Urtheil zu vollziehen im Begriffe ist. — „Was werden Sie thun,“ fragte er nach einer langen Weile; „wenn ich Sie vor das Kriegsgericht stelle?“ — Du lieber Gott, wie kann man nur derartiges fragen? „Ich erschieße mich!“ — Der Oberst nickte zustimmend mit dem Kopf und sagte: „Sie scheinen mir ein sehr angenehmer junger Mann zu sein.“ Dann reichte er Géza das bosnische Messer und fügte hinzu: „Steigen Sie wieder auf den Topf und fragen Sie Ihr Meisterwerk von der Wand!“ — „Ich soll es herunterfragen?“ — „Aber schnell! Eins — Zwei!“

Der Bursche hob die Lampe hoch empor, der Oberst stand mit gekreuzten Armen auf der Treppentstufe und der Freiwillige begann, mit vorsichtigem Eifer die Wand abzufragen. Er machte während dieser Arbeit ein möglichst hochmütiges Gesicht, um wenigstens dem Burschen gegenüber seine Würde zu wahren, was ihm aber nur zum Theil gelang, denn Michel getraute sich freilich nicht zu lachen, aber seine Augen funkelten in geradezu überirdischer Glückseligkeit. — „Und nun können Sie gehen,“ sagte der Oberst, nachdem Géza seine Arbeit beendet hatte. „Und daß Sie niemanden gegenüber etwas von der Sache verlauten lassen, verstanden?“ — „Zu Befehl, Herr Oberst!“

Géza ward in dieser Nacht von einem furchtbaren Alpdruck gequält. Er träumte, das ganze große Himmels-
gewölbe sei statt mit Sternen mit doppelköpfigen Adlern
geschmückt, — mit unzählbar vielen Adlern, großen und
kleinen, unter welchen manche so groß waren wie eine
Sturmwolke, manche so winzig wie eine Schneeflocke.
Und ein jeder Adler trug eine Zipselmütze auf dem
Kopf und ließ dichte Rauchwolken aus seiner Stummel-
pfeife emporsteigen. Géza aber stand auf einer schwindelnd
hohen Leiter, fragte die Adler vom Himmel und zählte
voll Verzweiflung, wieviel Tausende er noch abzukragen
habe. Frau Hungaria aber, die eine auffallende Ähn-
lichkeit mit der Tochter des Obersten hatte, trug thränen-
den Auges Géza Gyurkovics als ersten Märtyrer in
ihr goldenes Buch ein.

Am nächsten Tage begegnete der Freiwillige dem
Burschen des Obersten auf der Straße. Nach einigem
Zögern redete er denselben an. — „Du, Michel, wenn ich
Dir fünf Gulden gebe, könntest Du wohl dem Fräulein
Judith einen Blumenstrauß übergeben, ohne daß es der
Oberst merkt!“ — „Nur her mit den Blumen!“ sprach
der dienstfertige Michel. Judith, die sonst einen be-
trächtlichen Teil ihres Lebens unter Gottes freiem
Himmel zu verbringen pflegte, entweder auf der Straße
oder im Volkswäldchen promenierend, zog sich zum auf-
richtigen Bedauern der Pflastertreter von Vács-Reve
für drei Tage ins Privatleben zurück. — „Ist sie viel-
leicht krank?“ erkundigte sich Géza Gyurkovics. — Nein,
sie war nicht krank, sondern hatte nur von dem gestrengen
Herrn Papa dreitägigen Zimmerarrest erhalten.

IV.

Der Oberst Brenóczy lebte seit vier Jahren geschieden von seiner Gattin. Wenn sich der freundliche Leser vielleicht der Hoffnung hingiebt, daß jetzt der verhüllende Schleier von einem tragischen oder pikanten Familiendrama gezogen werden wird, so befindet er sich in einem gewaltigen Irrtum. Von einem Familiendrama kann nicht einmal die Rede sein. Der Herr Oberst ist ein musterhafter Familienvater und seine Gattin eine sehr kluge Dame, viel zu klug, als daß sie sich keines tadellosen Verhaltens befleißigen sollte. Von einem Familiendrama kann also, wie gesagt, nicht die Rede sein; ja, es waltet zwischen ihnen nicht einmal der in der Justizpflege zwischen Eheleuten eine so wichtige Rolle spielende unverföhliche Haß ob. In Gegenwart fremder Leute sprachen sie auch heute noch im Tone größter Anerkennung und warmer Sympathie von einander, zu Weihnachten überraschten sie sich gegenseitig mit hübschen Geschenken, und wenn der Oberst im Sommer nicht nach Wien reisen konnte, so besuchte ihn die zärtliche Gattin für vier Wochen in seiner Garnison. Die Frau Oberst war von Geburt eine Wienerin und entstammte einer berühmten Soldatenfamilie. Sie war eine Enkelin des großen Grafen Wenzel Dumba, den Napoleon I. nicht einmal im beschleunigten Marschtempo einzuholen vermochte, und die Tochter des Generals Protopius Dumba den der preußische Kronprinz den verkehrten Moltke nannte. Als Brenóczy mit seinem Regiment in Wien in Garnison lag, verliebte er sich in das

wunderbare Blondhaar der in der ganzen Stadt bekannten „schönen Polbi“, und um den Preis eines in der Augustiner-Kirche mit lauter Stimme gesprochenen „Ja-Wortes“ wurde er der rechtmäßige Eigentümer des bis zur Erde reichenden goldblonden Haares. Ihren glücklichen Bund zerstörte der Kriegsminister, der im Interesse der Kriegstüchtigkeit der Armee das Regiment, welches bisher in Bács-Keve in Garnison gelegen, nach Wien und das Wiener Regiment samt Brenóczy nach Bács-Keve versetzte. Eingedenk des Bibelwortes: „Die Frau folgte ihrem Gatten in die Garnison“ (Brief des Apostel Paulus an die Korinther) übersiedelte die Frau Oberst nach Bács-Keve, wo sie indessen die niederschmetternde Entdeckung machte, daß es daselbst weder ein Burgtheater noch einen Prater, ja nicht einmal einen rechtshaffenen Fiaker gab. Dies hatte ihr der Herr Oberst wohlweislich verschwiegen. Es ist unter solchen Umständen nur natürlich, daß die edle Frau eine verzehrende Sehnsucht nach der Kaiserstadt empfand und stets in Thränen ausbrach, wenn ihr Töchterchen den Strauß'schen Walzer „An der schönen blauen Donau“ spielte. Im Bács-er Komitat ist die Donau nämlich gelb. Schließlich machte der Oberst seiner Gattin selbst den Vorschlag, mit ihrem Töchterchen wieder nach Wien überzusiedeln, und die Frau fiel dem zärtlichen Gatten vor Freude schluchzend um den Hals. Von da an kam sie alljährlich für einen Monat nach Bács-Keve, wo der Oberst mit stets neu erwachender Begeisterung das herrliche Haar seiner Gattin bewunderte, während die guten Einwohner des Städtchens mit einem Gemisch

von Neid und Anerkennung konstatieren mußten, daß sie eine glücklichere Ehe noch niemals gesehen. Und nach Ablauf eines Monats fuhr die Dame wieder zum Bahnhof hinaus, mit einem mächtigen Blumenstrauß in der Hand. Judith blieb natürlich in Wien, an der Seite ihrer Mutter, — aber nur ein halbes Jahr. Dann begann sie mit einemmale, wohl unter der Reaktion der strengen Erziehung ihrer Mutter, sehr viel von ihrem Vater zu sprechen, schrieb ihm wahre Liebesbriefe und weinte auch wohl des Nachts einige Thränen um ihn. Auf den Wunsch ihres Vaters wurde sie endlich nach Bács-Keve befördert. Nachdem sie sich hier von ihrem ersten Freudentaumel erholt hatte und zwischen ihr und ihrem Vater in Bezug auf gewisse Punkte des Anstandes und der Sitte Meinungsverschiedenheiten auftauchten, begann sie, sich wieder nach ihrer Mutter zu sehnen, so daß man sie nach Ablauf eines halben Jahres nach Wien zurückschicken mußte. Dies wiederholte sie fortan mit großer Regelmäßigkeit, so daß sie in kurzer Zeit sich auf dem Asphalt in Wien ebenso heimisch fühlte wie in der stellenweise rasenbedeckten Hauptstraße von Keve. Ihre Bekannten in Wien fanden ihre ungarische Aussprache entzückend und nannten sie „die kleine Magyarin“; die Herren in Keve dagegen lachten über die haarsträubenden Germanismen der „kleinen Wienerin“, daß ihnen die Thränen über die Backen liefen. Unter sämtlichen Institutionen des dualistischen Staatssystems — vielleicht nicht einmal die Delegationen ausgenommen — war Judith Brenóczy unbedingt die vollkommenste.

Etwa einen Monat nach jenem Zeitpunkt, da Judith, die zu dieser Zeit wieder schmachtende Briefe nach Wien zu schreiben begonnen hatte, zu dreitägigem Stubenarrest verdonnert worden war, richtete der Oberst die folgende Ansprache an Fräulein Elise, welche mit dem Amt der Erzieherin und Gesellschafterin an der Seite Judiths betraut war: „Ich weiß nicht, mein sehr geehrtes Fräulein, was schwerer ist: ein Husarenregiment oder ein junges Mädchen im Zaum zu halten; das eine weiß ich indessen, daß, wenn ich meinen Pflichten ebenso nachkäme wie Sie den Ihrigen, ich schon längst in Pension geschickt worden wäre.“ — Das Fräulein legte das Buch, in welchem es gelesen, aus der Hand, setzte den Zwickel auf die dünne Nase und fragte mit sichtlichem Interesse: „Wie meinen Sie das, Herr Oberst?“ — Dieser wendete sich aber, ohne eine Antwort zu geben, um und suchte seine Tochter auf.

Oberst Brenóczy fand Judith gleichfalls bei der Lektüre; doch ließ sie ihr Buch ohne jede Hast unter die Tischdecke gleiten und blickte dann mit sanftem Lächeln zu ihrem Vater empor. Da sie aber bemerkte, daß sich dieser in der sogenannten „Rapport-Stimmung“ befinde, ging sie mit einem schnellen Entschluß selbst zum Angriff über, indem sie fragte: „Ist von Mama kein Brief gekommen, Väterchen?“ — Wenn Judith mit solcher Ungeduld ein Schreiben aus Wien erwartete, so war stets Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Mama mit dem schönen Blondhaar binnen kurzer Zeit unter Berufung auf die heiligen Rechte der Natur ihre Tochter für sich reklamieren werde. — Die Erwähnung des

Wiener Briefes dämpfte ein wenig den Unmut des Obersten, der aber seine Tochter noch immer genügend imponierenden Tones anredete: „Wer war der Mann, besser gesagt, der Einjährig-Freiwillige, der Dich gestern Nachmittag vom Eis nach Hause begleitete?“ — „Mich?“ fragte Judith staunend. — „Ja, Dich!“ — „Wann?“ — „Als Du vom Eis nach Hause kamst.“ — „Als ich mit Fräulein Elise nach Hause ging?“ — „Ja, doch!“ — „Ich weiß schon, Papa, es war um halb sechs Uhr.“ — „Ja, um halb sechs Uhr!“ — „Der betreffende Freiwillige heißt Géza Gyurkovics,“ erklärte das Mädchen ruhig.

„Meinst Du etwa, ich hätte es nicht gewußt?“ — „Wozu fragst Du dann, Papa?“ — Er hatte eigentlich nur gefragt, weil er im stillen gehofft, daß Judith in Abrede stellen werde, daß sie von einem jungen Mann nach Hause begleitet worden sei, und in diesem Falle hätte sie der Oberst in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise der Unwahrheit überführt. „Und seit wann kennst Du den Freiwilligen Gyurkovics?“ fragte Brenóczy schlau. Judith aber war klug genug, um die Bekanntschaft mit dem Freiwilligen nicht von jener denkwürdigen Nacht an zu datieren. „Seit gestern,“ erwiderte sie mit unschuldiger Miene. „Oberleutnant Aron stellte ihn mir auf dem Eise vor. Ich ersuchte Aron, mir zu zeigen, wie man auf dem Eis einen Achter beschreibt; doch kann er das selbst nicht. Er sagte mir also, er werde mir einen Herrn vorstellen, der wie ein Gott Schlittschuh läuft, und darauf stellte er mir Herrn Gyurkovics vor.“ — „Und kann Herr Gyurkovics Achter

beschreiben?“ fragte der Oberst. — „Er kann alles!“ erwiderte Judith im Brustton der Überzeugung.

Hier muß bemerkt werden, daß Judith einzelne Details der Eisepisode ihrem Vater verschwieg, wohl weil ihr dieselben von untergeordneter Bedeutung dünkten und der Beachtung eines so vielseitig beschäftigten Regimentskommandanten unwürdig zu sein schienen. Wir aber, die wir dem Leser gegenüber eine solche Rücksicht nicht zu üben brauchen, gedenken diese Einzelheiten nicht zu verschweigen.

An jenem denkwürdigen Nachmittag hatte Judith Brenóczy auf dem Eise völlig unerwartet Géza Gyurkovics vor sich erblickt, der gerade die tadellosesten Achter mit der Spitze seiner Schlittschuhe beschrieb, wobei sich die Achse seines Körpers in einem Winkel von fünf- undvierzig Grad gegen die Eisfläche neigte, als hätte er den vielverspotteten Gesetzen des Gleichgewichts auf diese Weise den Gnadenstoß versetzen wollen. Der Freiwillige erblickte die junge Dame, salutierte ihr und begann, sie in engen Spiralen zu umkreisen. Wäre Judith noch einen Augenblick ruhig auf einer Stelle verblieben, so hätte der Freiwillige sie unbedingt angesprochen; das Fräulein legte aber ein zu großes Gewicht auf gewisse Anstandsregeln, als daß sie sich dieser Eventualitäten von Seiten eines Menschen ausgesetzt hätte, den man ihr nicht einmal noch vorgestellt hatte. Sie verblieb daher auch nicht auf einer Stelle, sondern segelte — ihr Schlittschuhlaufen war zu dieser Zeit noch ein Segeln zu nennen — an das andere Ende der Eisbahn hinüber, wo sie den Oberleutnant Aron

stehen sah. „Aron,“ fragte sie; „haben Sie schon gesehen, wie gut der Freiwillige Birnbaum Schlittschuh läuft?“ — „Birnbaum? Wie fällt Ihnen dieser Name ein? Der Freiwillige heißt ja Gyurkovics.“ — „Wir werden Sie nichts weiß machen; ich weiß ja ganz bestimmt, daß er Géza Birnbaum heißt.“ — „Aber liebes gnädiges Fräulein, ich sage Ihnen, er heißt Gyurkovics! Géza Gyurkovics von Tamás.“ — „Getauen Sie sich zu wetten? Ich setze hundert Cigaretten auf Birnbaum.“ — „Und ich zwei Kilo Bonbons auf Gyurkovics.“ — „Einverstanden! Aber wer wird die Wette entscheiden?“ — „Er selbst —“ Der Oberlieutenant winkte den Freiwilligen zu sich und sagte: „Es handelt sich um eine Wette. Nenne dem Fräulein Judith Brenóczy Deinen Namen!“ — Der Freiwillige nannte seinen Namen und Judith reichte ihm beschämt die Hand, indem sie sagte: „Ich hatte Unrecht und werde es in Zukunft überlegen, bevor ich mit solcher Bestimmtheit etwas behaupte.“ Dann wendete sie sich mit den Worten zu Aron: „Können Sie Achter beschreiben? Ich möchte das sehr gerne erlernen.“ — „Ich habe es leider nicht so weit gebracht; doch empfehle ich Ihnen Gyurkovics als Lehrmeister. Er ist ein ausgezeichnete Schlittschuhläufer.“ — Judith wendete dem Freiwilligen das von der Kälte gerötete Gesicht zu und fragte lächelnd: „Nehmen Sie mich als Ihre Schülerin an?“ — Zwei Minuten später flog die Tochter des Obersten am Arm des jungen Mannes in langgestreckten und tadellos gerundeten Bogen über die glatte Eisfläche dahin.

Ziemlich spät kehrte Judith zu Fräulein Elise zurück,
Herczeg, Die Brüder.

die mit einer warmen Decke über die Knie auf einer Bank saß und ihren Nachbarinnen des Ausführlichen darlegte, daß sie alle Männer, die sich jemals für Nordpolerexpeditionen begeistert hatten, selbst Franklin und Behring nicht ausgenommen, für verrückt halte. — „Wer ist der Soldat, mit dem Sie Schlittschuh gelaufen sind?“ erkundigte sich das Fräulein. — „Es giebt also dennoch eine Telepathie?“ rief Judith betroffen aus. „Denn auch der Freiwillige erkundigte sich nach Ihnen, Fräulein! Er fragte nämlich, wer die vornehme Dame mit dem interessanten Gesicht sei, die dort auf der Bank sitze. Und ich sagte ihm ganz stolz, daß das mein Fräulein Elise sei.“ Als die Damen bei hereinbrechender Dunkelheit den Heimweg antreten wollten, kniete der dienstfertige Freiwillige vor Judith nieder, um ihr die Schlittschuhe von den niedlichen Füßen zu schnallen. Während er damit beschäftigt war, neigte sich Judith an das Ohr des neben ihr sitzenden Fräuleins und flüsterte ihr zu: „Haben Sie gesehen, was für schwärmerische Blicke der Freiwillige auf Sie richtete?“ — Fräulein Elise lächelte voll Nachsicht. „Mein Gott,“ erwiderte sie; „er ist ja so jung, daß ich seine Schwester sein könnte.“ Sie hatte eigentlich „Mutter“ statt „Schwester“ sagen wollen; sagte dann aber dennoch „Schwester“.

Die angebliche Schwärmerei des Freiwilligen Gjurkovic hatte indessen allerlei Folgen. Die erste war, daß er die Damen jeden Tag vom Eise nach Hause begleiten durfte; die zweite, das Fräulein Elise in ihrer Toilette einen gewissen aristokratischen Zug zu bekunden

begann, und die dritte, daß Judith in erstaunlich kurzer Zeit nicht bloß schön geschwungene Bogen zu beschreiben vermochte, sondern auch sonstige aufsehenerregende Fortschritte auf dem Gebiete des Schlittschuhlaufens machte. Dies mußte der Oberst selbst anerkennen, als er an einem Nachmittag einen Spaziergang zur Eisbahn unternahm und dort mit düsterer Herablassung seine Tochter Judith betrachtete, die in enger Umschlingung mit dem Freiwilligen Gjurkovic mit schwindelnder Sicherheit über die spiegelglatte Eisfläche dahinflog. Die jungen Leute erblickten den Oberst und stoppten. — „Es ist gut, Freiwilliger,“ sprach der großmütige Löwe; „es ist gut; deshalb nehmen Sie sich aber dennoch in acht —“ — Wovor? — Das sagte er ihm nicht.

Der Oberst hatte sich im stillen — wie man zu sagen pflegt — mit seiner Tochter auf fünfzig Prozent ausgeglichen. Er bemerkte den Freiwilligen nicht mehr, wenn dieser mit seinem Säbel sehr vernehmbar unter den Fenstern rasselte, und Judith verlangte vorläufig nicht mehr „nach Hause“, das heißt nach Wien.

V.

Ein sehr wichtiger und streng eingehaltener Punkt des Erziehungsprogramms der in Wien lebenden Frau Oberst war es, daß sie Judith bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr als Kind erziehen und dann erst in die Gesellschaft einführen werde. „Auch dann wird sie ihre Illusionen noch früh genug einbüßen,“ pflegte die edle Dame zu sagen. Bei einer Mutter, die ihr bis zur

Erde reichendes Haar noch sehr gerne bewundern läßt und selbst noch mit eben so viel Lust als Anmut Walzer tanzt, ist ein solches Vorgehen wohl zu begreifen. Auch hatte der Oberst im Prinzip gar nichts dagegen einzuwenden. Er wendete aber auch nichts ein, als seine in Baja lebenden Verwandten Judith schon dies Jahr auf einen Ball zu führen beschlossen. So fügte es sich, das man die ungarische Hälfte der dualistischen Judith zwei Ballaisons hindurch für ein heiratsfähiges Mädchen ansah, während ihre österreichische Hälfte erst zwei Jahre später lange Kleider bekam und mit dem erforderlichen züchtigen Erröten auf ihrem ersten Ball erschien. Es ist jedenfalls eine sehr schöne Sache, wenn jemand sein Leben wiederholen kann, wie ein Musikstück etwa.

Schon anfangs Januar erklärte Géza Gyurkovics dem Oberleutnant Aron, der ihm seine besondere Gunst zugewendet hatte, daß er für den „Agrarier-Ball“ mit Judith engagiert sei und er sich demzufolge erschießen werde, wenn ihm der Rittmeister nicht nach Baja zu gehen gestatten sollte. Er mußte indessen nicht zu diesem verzweifelten Mittel greifen, denn der Rittmeister, der damit Judith unmittelbar und dem Oberst mittelbar einen besonderen Gefallen zu erweisen meinte, bewilligte ohne weiteres den erbetenen Urlaub. Übrigens besuchte der Rittmeister mit seiner Gattin selbst den Ball und Oberleutnant Aron ritt mit Gyurkovics hinter dem Schlitten des Rittmeisters.

Bis Mitternacht ereignete sich nichts Bemerkenswertes auf dem Ball. Wenn der Oberst, der bis dahin

mit seinem Major Piquet gespielt hatte, während des Teilens von Zeit zu Zeit einen Blick in den Tanzsaal warf, um damit seiner väterlichen Pflicht Genüge zu thun, konnte er stets die interessante Wahrnehmung machen, daß sich seine Judith und Géza unverändert in der von allen Gardedamen am weitesten entfernten Saalecke befanden.

Das Souper wurde von der Gesellschaft, die sich um einen langen Tisch niedergelassen hatte, gemeinschaftlich eingenommen. Brenóczy nahm seine Tochter neben sich, während Géza am unteren Tafelende einen Platz erhielt; doch bald hat Judith über einen lästigen Luftzug zu klagen und die Rittmeisterin erklärt, daß sie des Tischbeines wegen sehr unbequem sitze. Es entstand deshalb ein allgemeiner Platzwechsel, welcher das unerwartete Resultat ergab, daß Judith Brenóczy und Géza Gyurkovics in der Mitte des Tisches neben einander zu sitzen kamen. Inzwischen hatte der Oberst die Entdeckung gemacht, daß die kleine Rittmeisterin prachtvolles blondes Haar habe, und er begann die im Bereich seiner Hand befindlichen Gläser mit Champagner zu füllen. Als er bemerkte, daß eines der Gläser Géza gehöre, warf er wohlwollenden Tones hin: „Es ist gut, Freiwilliger; deshalb nehmen Sie sich aber dennoch in acht!“

Während des dem Souper folgenden Csárdás eignete sich indessen ein Vorfall, über welchen ich eingehender berichten muß, da er in der Garnison von Bács-Neve Anlaß zu vielem Gerede bot. Im Sinne der auf den Bällen geübten Ritterlichkeit entzweite sich Géza Gyurkovics mit seinem Protektor, dem Oberlieute-

nant Aron. Als gewissenhafter, über den Parteien stehender Chronist begnüge ich mich mit der Schilderung des bedauerlichen Zwischenfalls und überlasse es dem ritterlichen Leser, sich ein Urtheil über das Verhalten der beteiligten Personen zu bilden. — Die Zigeuner stimmten einen feurigen Csárdás an, und Géza und Judith schlüpften, theils mit List, theils mit Gewalt durch die Schar der Tanzenden, bis sie sich dicht an den Primas herangeschlichen hatten.

Zur selben Zeit ließ sich der Oberst in der entgegengesetzten Ecke des Saales neben der Rittmeisterin nieder. Diese beging die Unvorsichtigkeit, eine neckende Bemerkung über die Zeit zu machen, da der Kommandant noch Lieutenant gewesen, und der Oberst, den der Champagner ein wenig sentimental gestimmt hatte, begann über die guten alten Zeiten zu sprechen, da der Soldat die Spitze der Patrone mit den Zähnen abbeißen mußte, wenn er sein Gewehr laden wollte. Er erzählte der Rittmeisterin seine ganze Lebensgeschichte, wobei er eine merkwürdige Einseitigkeit seines Gedächtnisses bekundete, denn während er die italienischen Städte, in welchen er in Garnison gelegen, nicht anders als mit „Dings da“ und „Wie hieß es denn nur?“ bezeichnete, führte er die Namen der schönen Italienerinnen, bei denen er einquartiert gewesen, stets ohne Anstoß mit Vor- und Zunamen samt etwaigem Adelsprädikat an. Es währte sehr lange, bis er zum Rittmeister befördert worden war. — „Sa, mit der Beförderung geht es bei uns fürchterlich langsam zu!“ seufzte die Rittmeisterin, ganz erschöpft durch die lange Erzählung.

Endlich war der Oberst fertig geworden und wendete seine Aufmerksamkeit wieder den Tanzenden zu. „Sie tanzen schon wieder Csárdás?“ fragte er. — „Noch immer!“ klärte ihn Aron auf. — „Und Judith immer nur mit dem Freiwilligen? Bitte, Herr Oberlieutenant, trennen Sie die beiden! Judith soll entweder gar nicht oder mit einem anderen tanzen, aber nicht immer mit demselben!“

Der Oberlieutenant trat zu den Tanzenden hin und sprach: „Gnädiges Fräulein, dürfte ich um die nächste Wiederholung bitten?“ — Judith warf das Köpfchen empor; einen Korb wagte sie ihm nicht zu geben, sondern suchte einen schlaun Ausweg zu finden. „Sehr gerne, lieber Aron; doch hängt das nicht von mir, sondern von Gyurkovics ab. Ich habe ihm den ganzen Csárdás samt allen Wiederholungen versprochen und weiß nicht, ob er eine derselben Ihnen wird abtreten wollen.“ — Nun wendete sich der Oberlieutenant zu dem Freiwilligen. „Hoffentlich überlässest Du mir eine Wiederholung?“ — „Fällt mir nicht im Traume ein!“ rief Géza laut aus und drehte seine Tänzerin vor Übermut wenigstens neunmal um ihre Achse. Die Umstehenden lachten, die jungen Leute riefen Géza laut zu, sich von niemanden imponieren zu lassen, und der Oberlieutenant wurde dunkelrot bis an den Kragen seiner Attila. Lange sah er dem übermütigen Treiben des Freiwilligen zu; dann legte er seine Hand auf dessen Arm und flüsterte ihm zu: „Nun befehle ich Dir, den Tanz zu unterbrechen!“ — „Mir hast Du nichts zu befehlen!“ lachte Gyurkovics herausfordernd und stieß

einen lauten Jauchzer aus. Der Oberlieutenant verschwand und kam fünf Minuten darauf wieder; doch hatte er da bereits seinen Säbel umgeschnallt. Er war sehr ernst und bleich. So leise, daß es nur Géza und Judith vernehmen konnten, sprach er: „Freiwilliger Gyurkovics, ich befehle Ihnen, den Tanz zu unterbrechen und auf der Stelle nach Hause zu gehen!“ — Judith war nahe daran, in Thränen auszubrechen; jemand führte sie zu ihrem Vater. Dem Freiwilligen aber schien es einen Moment, als drehten sich die Saalwände im Kreise um ihn und als wäre die ganze Welt in Flammen gehüllt. Er wußte nicht einmal, wie und wann er den Tanzsaal verlassen hatte, als er sich bereits im Freien, in der eiskalten Nachtluft befand. Und mit einemmale stand er in dem Stall des Gasthofes, wo er sein Pferd untergebracht hatte. Bei dem matten Schimmer der Stalllaterne neigte er sich über den Hals des stillfressenden Pferdes und dachte an den glänzenden Ballsaal. Die unermessliche Bitterkeit und der ohnmächtige Grimm, welcher sein Herz erfüllte, lösten sich in Thränen auf, und er begann voll Wut zu weinen wie ein geprügelter Schuljunge.

Am nächsten Tage bekam der Oberlieutenant, der mit dem Oberst und dem Rittmeister aus Baja nach Hause gekommen war, einen Brief von Géza Gyurkovics, welcher ein merkwürdiges Gemisch von unterwürfiger Demut und herausfordernder Unverschämtheit war. Der Freiwillige verlangte Genugthuung für die ihm zugefügte Beleidigung und verließ seiner felsenfesten Überzeugung Ausdruck, daß der Oberlieutenant, dessen wohlbekannte

Ritterlichkeit an ihm, Géza, einen begeisterten Verehrer besitze, in dem gegenwärtig zwischen ihnen bestehenden Verhältnisse des Vorgesetzten zum Untergebenen keinen Vorwand suchen werde, um sich seiner ritterlichen Pflicht zu entziehen. Aron lachte und ärgerte sich auch, als er diesen Brief bekam. Am Abend suchte er Gyurkovics in seiner Wohnung auf. „Was willst Du eigentlich von mir? Um jeden Preis willst Du Dich mit mir duellieren?“ — „Um jeden Preis!“ — „Und Du meinst, ich werde meinen Degen mit dem eines gemeinen Soldaten messen?“ — „Ja, das meine ich, da Du auch mit mir angestoßen hast.“ — „Aber streng genommen, hast Du mich beleidigt!“ — „Das ist Deine Sache, Herr Oberlieutenant; ich verlange Genugthuung nur für die mir zugefügte Beleidigung.“ — Lange saß Aron nachdenklich da und rauchte. Endlich sagte er: „Ich will die Sache nicht auf dienstlichem Wege erledigen, sondern wünsche, eine Verständigung zwischen uns herbeizuführen.“ — „Das ist sehr leicht. Mir ist an einem öffentlichen Ort eine Schmach widerfahren, welche nur mit Blut abgewaschen werden kann.“ — „Und was wirst Du thun, wenn ich mich unter gar keinen Umständen mit Dir duelliere?“ — Was er thun wird? Wie kann man das nur fragen? „Dann erschieße ich mich!“ — Der Oberlieutenant zuckte die Achseln und ging; Géza Gyurkovics aber begann darüber nachzudenken, auf welche Weise er den Oberlieutenant zum Duell zwingen könnte, ohne sich gar zu schwer gegen die Subordination zu vergehen; denn duellieren mußte er sich um jeden Preis, wenn er in den Augen der

Tochter seines Obersten nicht für alle Zeiten ein Ritter von der traurigen Gestalt bleiben wollte.

Endlich fand Géza einen Ausweg. Er erinnerte sich, woran sich jeder Ungar erinnert, wenn er in der Klemme ist: er erinnerte sich an die Protektion. Mittelfst Protektion war es vielleicht zu erreichen, daß sich Aron mit ihm duellierte. Er schrieb einen Brief nach Hause, nach Vács-Tamáás, und adressierte denselben an seinen Zwillingssbruder Andreas. Er ersuchte ihn auf das Dringenste, Andreas, seine Mutter oder sonst jemand möge es durchsetzen, daß auf Aron von oben ein sanfter Druck ausgeübt werde, denn wenn sich der Oberlieutenant mit ihm nicht duelliere, so habe er bei seiner Ehre gelobt, daß — — Das weitere weiß der freundliche Leser bereits. Der Brief übte auch seine Wirkung, indem Andreas Gyurkovics nach Vács-Keve kam. Er kam auf einem hübschen kleinen Gig und den Dienersitz nahm der in papageigrüner Livree steckende Husar ein, von welchem der älteste der Brüder Gyurkovics stets zu sagen pflegte: „Das ist mein Wagen und mein Husar.“ In Wahrheit gehörten Husar und Wagen keinem der Brüder, sondern bildeten das Fideikommißgut der ganzen Familie. In seinem kühn zugeschnittenen Jagdkleide, dessen Knöpfe und Taschen in einer für eine tollkühne Originalität zeugenden Weise angebracht waren, sah Andreas sehr vornehm aus. Er brachte ein Empfehlungsschreiben vom Erzbischof von Kolocsa mit sich, in welchem Seine Eminenz, die natürlich keine Ahnung hatte, worum es sich handelte, den Freiwilligen Géza Gyurkovics, dessen Wohl-
ergehen sie ganz besonders interessiere, wärmstens dem

Wohlwollen des Rittmeisters empfahl. Dieses Empfehlungsschreiben hatte Nektarius Gyurkovics, Titularprobst von Kolumbács und nunmehriger päpstlicher Kämmerer, beim Erzbischof erwirkt, — selbstverständlich auch ohne zu wissen, wozu dasselbe dienen sollte. Der Rittmeister, welchen Andreas vor allem besuchte, empfing den Großgrundbesitzer aus Vács=Tamás mit größter Zuborommenheit, machte aber kein Hehl daraus, daß er mit Géza unzufrieden sei. „Der junge Mann,“ sagte er: „benimmt sich in einer Weise, als wäre er kein Freiwilliger, sondern mindestens ein General. Er betrinkt sich, macht Skandal im Kaffeehause, widersetzt sich der Patrouille, und jetzt sucht er sogar einen Streit mit seinem Vorgesetzten —“ — Wie hieraus zu ersehen, besaß der Rittmeister ganz merkwürdige Begriffe von den Privilegien eines Generals. — Noch bevor der Rittmeister aber seine Ansicht über die schwebende Angelegenheit geäußert, hatte Oberlieutenant Aron bereits die Lösung des ritterlichen Dilemmas gefunden.

Als man von dem Ausmarsch, welcher jeden Morgen unternommen wurde, zurückgekehrt war, warf Oberlieutenant Aron Géza Gyurkovics die wenigen Worte hin: „Erwarte mich in der gedeckten Reitschule!“ Er selbst fand sich in der Begleitung eines Wachtmeisters ein, der ein kleines Holzkästchen unter dem Arm mit sich brachte. Der Oberlieutenant trat auf den Freiwilligen zu. „Bist Du noch immer überzeugt, daß ich Dir Genugthuung mit den Waffen geben muß?“ — „Ja, das ist meine Überzeugung!“ — „Wachtmeister, messen Sie zwanzig Schritte aus!“ — Der Wachtmeister that, wie

ihm geheißen, und obſchon Géza Gyurkovics von der ganzen Sache nichts verſtand, faßte er den feſten Entſchluß, über gar nichts erſtaunt zu ſein, was da auch geſchehen mochte. Nun ſtanden ſie in einer Entfernung von zwanzig Schritten voneinander da. Auf den Befehl Arons gab der Wachtmeiſter einem jeden eine Piſtole in die Hand. — „Habt acht!“ kommandierte der Oberlieutenant barsch. Der Freiwillige ſtand ſtramm da, die Piſtole in der Rechten haltend. — „Du zieltſt auf meinen Magen! Verſtanden? Und wenn ich kommandiere, ſo gießt Du Feuer —“ — Géza hob die Waſſe empor. Er hatte etwa zwanzig Sekunden Zeit, um zu zielen. — „Feuer!“ — Der Schuß krachte und die Kugel pfiſſ an dem Ohr des Oberlieutenants vorüber, der ruhig ſagte: „Wachtmeiſter, geben Sie dem Freiwilligen eine andere Piſtole!“ — „Du ſchießeſt nicht?“ fragte Géza ganz rot im Geſicht. — „Habt acht!“ — „Ich will ja nicht auf eine Zielscheibe ſchießen, ſondern will mich duellieren!“ erklärte Géza. Der Oberlieutenant zuckte die Achſeln. „Habt acht!“ kommandierte er neuerdings — „Dann ſchieße ich nicht!“ ſagte der Freiwillige und warf die Piſtole zur Erde. — „Wie es Dir beliebt,“ ſprach Aron gleichgiltigen Tones. „Mit einem Duell kann ich nicht dienen; dagegen kannſt Du aus einer Entfernung von zwanzig Schritten auf mich ſchießen, ſo oft Du willſt. Und nun habe ich Wichtigeres zu thun.“ Er griff an ſeine Mütze und verſchwand in der nach den Ställen führenden Thür. — „Er hat mich beſiegt!“ kniſchte Géza beſchämt.

VI.

Ich betrachte die Geschichte der Brüder Gjurkovies nicht für einen Roman, wünsche — in akademischem Sinn gesprochen — auch nicht, daß andere Personen sie als solchen ansehen; doch wird mir der freundliche Leser verzeihen wenn ich mich jetzt ausnahmsweise einer Romanwendung bediene und die Ereignisse mit einemmale auf einen anderen Schauplatz verlege. Lassen wir also den in seinen Gedanken versunkenen Géza Gjurkovies in der Thür der Reitschule zurück und treten wir in den Hof der Kaserne hinaus, wo sich gegenwärtig recht interessante Dinge abspielen. Wir wollen die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf die Mannschaft der vierten Schwadron lenken, welche gegenwärtig — mit dem Gesicht zur Mauer und mit dem Rücken gegen den Beschauer gewendet — in Reih und Glied im Hofe aufmarschiert ist, damit der Wachtmeister den Husaren, welcher zu dem in der Küche der Majorsgattin gefundenen Sporn gehörte, leichter ausfindig machen könne. Hier muß bemerkt werden, daß, während der Wachtmeister durch die Reihen schritt, fünf oder sechs Husaren erschrocken und forschend nach ihren Stiefelabsätzen blickten. Auch will ich nicht die im entgegengesetzten Winkel des Hofes miteinander plaudernden Töchter des Rantineurs dem lieben Leser vorstellen, trotzdem sie seiner vorübergehenden Aufmerksamkeit wohl wert wären, obgleich sie sehr stolz und hochmütig waren, seitmal der Soldat in ihren Augen erst beim Korporal begann. Dagegen will ich vom Oberst berichten, der, von der Rittmeisterin,

seiner Tochter Judith und dem Fräulein Elise begleitet, im Hofe lustwandelte. Er war den Damen vorhin auf der Straße begegnet und hatte sie mit liebenswürdigen Worten in sein Reich gelockt. Vor der Reitschule blieb Brenóczy plötzlich stehen. Sein scharfes Auge haftete an dem in schwindelnder Höhe angebrachten Wetterhahn des Gebäudes. „Die Wetterfahne steht schief!“ rief er im Tone der Überraschung und Entrüstung aus. Nun blickten auch die drei Damen in die Höhe. — „Ja, sie ist schief!“ bestätigte die Rittmeisterin. — „Die Halunken!“ sprach der Oberst voll tiefer Erbitterung. Offenbar dachte er, hinterlistige Verschwörer hätten in einer stürmischen Nacht das Dach der Reitschule erklettert, nur um die Wetterfahne zum Ärger ihres Obersten ein wenig zu verrücken. — In diesem Augenblick vernahm man einen Schuß aus der Reitschule und Brenóczy fuhr mit dem Kopf in die Höhe wie ein altes Schlachtroß. „Was ist denn das für eine neue Mode?“ — Ein schlitzäugiger Husar schlüpfte zur Thür heraus. — „Halt!“ donnerte der Oberst. Der Mann blieb wie angewurzelt vor ihm stehen. — „Welcher Halunke hat sich da zu erschießen gewagt?“ — „Melde gehorsamst, Herr Oberst, der Herr Oberlieutenant Aron und der Freiwillige —“ — „Wa — a — as?“ — „Sie schießen aufeinander.“ — „Ein Duell?“ — Judith Brenóczy war leichenblaß geworden, ihre Pupillen dehnten sich übermäßig aus, sie stand da wie zu Stein erstarrt. — Eine peinliche halbe Minute verging derart. Der erste war der Oberst, der wieder eine Bewegung machte. „Na, ich werde den beiden sekundieren,“ sagte er mit einem wilden Auflachen und

nahm seinen Säbel unter den Arm. Er kam aber mit seinem lebenswürdigen Anerbieten zu spät.

Géza Gyurkovics trat eben in den Hof. Die erste Person, die ihn erblickte, war Judith Brenóczy. Im Hof der Kaserne mochten sich etwa zweihundert Personen befinden, die Schwadron mitinbegriffen, und trotz dieser zahlreichen Zeugen eilte Judith auf Géza zu, schlang die mädchenhaft schlanken Arme um seinen Nacken, drückte das Antlitz des betroffenen Freiwilligen an ihren Pelzfragen und sprach in dem weichen Tone weinender Frauen: „Ich werde Dich nicht sterben lassen!“ — Dies war in so schlechtem Ungarisch gesagt, daß sich der ungarische Genius in diesem Augenblick gewiß weinend das Gesicht verhüllte: die im Hofe stehenden Husaren und Kantineurstöchter aber folgten seinem Beispiele nicht; eher schien es noch, als wären ihnen die eigenen Augen zu wenig. Oberst Brenóczy ließ einen Ton vernehmen wie ein zu Tode verwundeter lithauischer Auerochs etwa. „Kolossal! Fabelhaft!“ sagte er.

Bislang hatte ich keine Indiskretion begehen wollen; doch glaube ich dem guten Ruf der armen Judith Brenóczy jetzt nicht mehr zu schaden, wenn ich berichte, was seit zwei Wochen etwa auf der Seele der jungen Dame lastete. Vor zwei Wochen nämlich hatte der Freiwillige die Tochter seines Obersten geküßt. Das geschah auf dem Eise; — anderwärts hätte es ohnehin nicht geschehen können. Es dämmerte bereits, auf der Eisbahn trieben sich nur mehr ein paar Schuljungen herum und Judith wollte das Schlittschuhlaufen noch immer nicht einstellen. Bei einer kühnen Biegung, als sie am Rande

des in Nebel gehüllten Röhrchens dahinglitten, fühlte die junge Dame mit einemmale die heißen Lippen des Freiwilligen an ihrem eiskalten kleinen Ohr. Eine Weile schien es, als wollte Judith ihre Hand aus der des jungen Mannes ziehen. Schweigend kämpften sie mit einander, dann erschlaffte die Hand des Mädchens und bei der dritten Wendung klammerte es sich wieder fester an seinen Begleiter. Und bei der vierten erwiderte Judith den Druck seiner Hand so fest, als wollte sie dieselbe gar nicht mehr loslassen. Dann aber erwachte mit einemmale die sich niemals verleugnende Eva in ihr.

— „Setzt verachten Sie mich wohl?“ fragte sie mit einem schmerzlichen Lächeln. Géza Gyurkovics, der noch nicht wußte, daß es zu den beliebtesten Beschäftigungen liebender Frauen gehört, sich verachtet zu fühlen, geriet beinahe in Wut. Wie kann nur jemand so banal sein?

„Kolossal! Fabelhaft!“ sprach der Oberst also im Kasernenhof. Und der Freiwillige? Der trat zwei Schritte vor und berührte den Rand seiner Mütze salutierend mit der Hand, worauf er sagte: „Herr Oberst, ich habe die Ehre, um die Hand Ihres Fräulein Tochter anzuhalten.“ — Die Rittmeisterin war die erste, der es klar wurde, daß die Gegenwart einer Schwadron Husaren und von vier Stück Rantineurstöchtern zur Erledigung einer derartigen Familienszene nicht unbedingt erforderlich sei. Auf ihren diesbezüglichen Vorschlag begab sich die Gesellschaft also in den Offizierspavillon. Voran schritt der Oberst mit trotzig emporgehobenem Kopf und zornig emporgewirbeltem Schnurrbart; Judith aber war mit einemmale sehr kleinlaut geworden. Als

sie am Thor vorüberkam, warf sie einen sehnächtigen Blick auf die Landstraße hinaus, als wäre sie am liebsten entflohen und ohne Aufenthalt zu ihrer Mama, nach Wien gerannt.

Es verging eine gute Viertelstunde, bis man mit dem Oberst sprechen konnte. Er war während dieser Zeit mit dröhnenden Schritten in seiner Wohnung auf- und abgeschritten und hatte dabei wiederholt gesagt: „Ich bin ein Esel! Gott ist mein Zeuge, daß ich ein alter Esel bin!“ Dann blickte er zornig um sich, ob sich wohl jemand finden würde, der ihm zu widersprechen wagte. Zum Glück fand sich niemand, der sich dessen vermaßen hätte. Damit hatte er aber auch die Stala seines Zornes erschöpft — wie ihm das auch in der Kaserne zu widerfahren pflegte, wenn man ihn übermäßig erzürnte, — und mit einemale machte er ein erschreckend sanftes Gesicht. Er setzte sich nieder, stützte beide Fäuste auf die Knie und begann ganz gemüthlich zu poltern, wie die Väter in den Lustspielen. Nur seine Stimme klang etwas matt. „Du liebst ihn also, mein angebetetes Töchterchen? Und er, der Musterjüngling, liebt Dich auch. Er hält um Deine Hand an und wird Dich heiraten. Er wird der großmächtige Herr Freiwillige sein und Du wirst die Gattin des großmächtigen Herrn Einjährig-Freiwilligen — und ich werde Euer Kindmädchen sein. Denn wenn er ein Ehemann und Du seine Gattin sein kannst, so kann auch ich ein Kindsmädchen abgeben. — Das wird gar herrlich sein, wenn die Leute Euch auf dem Wege zur Kirche mit offenem Maul anstarren werden, als wäret Ihr Wundertiere —“

— Judith brach in Thränen aus, die Rittmeisterin aber legte sich ins Mittel und begann Brenóczy zu beschwichtigen, der indessen mit einem süßen Lächeln erwiderte: „Ich bin ja gar nicht böse, sondern im Gegenteil übergücklich! Sie belieben ja zu sehen, daß ich mich vor Glückseligkeit kaum zu fassen vermag —“ — Nun hatte auch Géza seinen Mut wiedergefunden und begann zu sprechen. Er habe dem Herrn Oberst nur Genugthuung geben wollen und deshalb um die Hand seiner Tochter angehalten. Doch liebe er Judith wahr und tief, und so lange auch sie mit Liebe an ihm hänge, betrachte er sie als seine Braut. Er bitte nur um eine Frist von zwei Jahren, um etwas Rechtes aus sich zu machen; dann werde er wiederkommen und von neuem um Judiths Hand anhalten. Er werde sein gegebenes Wort einlösen oder sich erschießen. — —

Der erste Aufzug des Familiendramas endete am nächsten Tage damit, daß der Oberst mit seiner Tochter zum Bahnhof fuhr, sie in einem Coupé erster Klasse verpackte und, von Fräulein Elise begleitet, nach Wien schickte. Er gab Judith einen Brief für ihre Mutter mit, in welchem er die Ereignisse ausführlich schilderte.

Als die Frau Oberst mit dem schönen Haar in ihrer in der Kant-Straße gelegenen Wohnung den Brief ihres Gatten las und dann den Blick auf die weinende Judith richtete, brach sie in lautes Lachen aus. Sie lachte oft und gerne, und wenn sie am Fenster stehend sah, daß auf der Straße der Wind jemanden den Hut vom Kopfe entführte, mußte sie in ihr Taschentuch beißen, damit die Dienerschaft ihr Lachen nicht vernehme.



Übrigens tönte ihr Lachen so süß wie der Schlag einer mit einer Altstimme gesegneten Nachtigall. Und heute vermochte sie ihre Heiterkeit gar nicht zu unterdrücken. Sie warf sich auf das Sopha nieder, jauchzte völlig vor Vergnügen, und ihre Jungfer mußte nachher die abgesprungenen Knöpfe an ihrem Kleide ersetzen — — Am nächsten Tag hielt sie Musterung über die Toiletten ihrer Tochter, und das Ergebnis derselben war, daß sie von jedem Rock ein etwa handbreites Stück abschneiden ließ. — „Aber, Mama,“ klagte Judith; „ich werde ja in diesen Kleidern wie eine Ballettänzerin aussehen!“ — „O nein, sondern nur wie ein vierzehnjähriges Mädchen aussehen muß!“ — „Aber ich bin ja schon im siebzehnten Jahr!“ — „Du bist vierzehn Jahre alt!“ erklärte die Frau Oberst streng und mit besonderem Nachdruck. Als sie mit ihrer Tochter den ersten Ausgang unternahm, setzte sie ihr einen großen, spitzengeschmückten Bébé-Hut auf den Kopf, die bekannten Damen streichelten die rosigen Wangen der „kleinen Magharin“ und die Herren schenkten ihr Bonbons.

Etwa zwei Wochen später durfte Judith wieder einen Ball besuchen, den Kinderball, welchen die Baronin Pardubitz veranstaltete. Der junge Baron Pardubitz, der bereits die fünfte Klasse im Theresianum absolvierte, versuchte ihr anfänglich den Hof zu machen; fand dann aber, daß Judith denn doch ein zu naives Gänschen sei. — —

VII.

Lange Zeit hindurch ereignete sich nichts, was des Verzeichnens würdig gewesen wäre. Géza Gyurkovics legte die Offiziersprüfung ab. Wohl verriet er in den verschiedenen Abzweigungen der Theorie der Kriegskunst eine beklagenswerte Unwissenheit, da er aber ein firmer Reiter war und seine Schwadron mit schmetternder Stimme zu kommandieren wußte, auch unter den Herren der Prüfungskommission das Gerücht verbreitet war, daß sich Gyurkovics unter allen Umständen erschießt, wenn man ihn durchfallen läßt, so entschieden die Familienväter zu seinen Gunsten. Schon früher hatte er den Entschluß gefaßt, sich definitiv der militärischen Laufbahn zu widmen, und als er daher sein Patent als Reserveoffizier erhielt, wurde er zu dem vorschriftsmäßigen sechsmonatlichen Probendienst abermals der Garnison von Bács-Keve zugeteilt.

Judith hatte Géza während der ganzen Zeit nicht gesehen. Der Oberst war so vorsichtig gewesen, Géza das Ehrenwort abzunehmen, daß er ohne seine, des Vaters, Erlaubnis keinen Versuch machen werde, das junge Mädchen wieder zu sehen, und wie der freundliche Leser weiß, pflegte sich Géza eher zu erschießen, als daß er das einmal gegebene Wort gebrochen hätte. Das Verbot erstreckte sich indessen nicht auf die Korrespondenz, und die Liebenden beeilten sich denn auch, aus der Vergesslichkeit des Obersten den möglichst großen Vorteil zu ziehen. Den Briefwechsel hatte die Tochter

des Obersten von Wien aus begonnen und zwar mit den folgenden wehmütigen Zeilen: „Ich bin sehr unglücklich, denn ich werde hier wie ein Schulmädchen behandelt. Die Mama konfisziert jeden Tag einiges von meinen Jahren, und wenn ich auf diese Weise noch länger verjüngt werde, so wird man sehr bald eine Amme für mich mieten müssen. Aber auch dann werde ich Sie anbeten u. s. w.“ Der Schluß lautete: „Schreiben Sie mir unter der Adresse: Hero und Deander, Hauptpostrestante, Wien.“ — Es wäre doch einmal interessant zu erfahren, woher jedes Mädchen die Institution der Postrestante-Korrespondenz kennt; denn daß ein jedes dieselbe kennt, steht außer allem Zweifel. — Allwöchentlich schrieben sie einander mehrere Male vier-, acht- und zwölfseitige Briefe. Ich erachte es für überflüssig, die durchschnittlich acht Seiten langen Briefe — hundert-siebzehn an der Zahl — hier wiederzugeben; es wird wohl genügen, einen ganz kurzen Auszug aus demselben zu veranstalten, und dieser Auszug lautet: „Stern, Blume, Ozean, Sonne, — viele tausendmale, Millionen, unzählige, unermessliche, unaussprechlich, — Glück, Kummer, Tod, Schmerz, Hoffnung, Himmelreich, — immer, niemals.“ Oft enthielten die in Rede stehenden Briefe auch interessante Sendungen. Zuweilen schickte Judith eine Photographie, seltener schon eine Haarlocke, sehr oft dagegen Gedichte und immer gepresste Blumen. Géza Gyurkovics schickte zumeist nur Küsse, und welche Quantitäten dieses Artikels ein einfacher Brief zu befördern vermag, kann ich in der Eile nicht einmal berechnen.

Nach Ablauf des sechsmonatlichen Probendienstes wurde Géza als endgültig ernannter Lieutenant dem Hauptcadre des Regiments in Budapest zugeteilt. Kaum war er in der Hauptstadt angelangt, als ihm Judith von Vács-Reve aus schrieb. Als der Lieutenant nach Budapest gegangen war, hatte der Oberst seine Tochter sofort aus Wien geholt. In ihrer maßlosen Erbitterung über die ihr aufgedrungenen kurzen Röckchen richtete Judith so kummervolle, sehnstüchtige, flehende und demütige Briefe an ihren geliebten Vater, daß der wetterharte Soldat nicht zu widerstehen vermochte und zu seiner Gattin, zu deren Besuch er in Wien eingetroffen war, sagte: „Ich nehme sie für ein paar Wochen mit mir hinunter —“ — Selbstverständlich nahm Judith ihre dualistische Lebensweise dort wieder auf, wo sie dieselbe vor ihrer Verbannung zu unterbrechen genötigt gewesen. Ihr erstes war, ihre kurzen Röcke zu verschenken, und dann bezauberte sie in langen, den Boden berührenden Kleidern und mit einem kühnen Kolibri-Stillleben statt des verhassten Bébé-Hutes auf dem Kopfe das reguläre Militär und den Landsturm von Vács-Reve. Und um ihre Prinzipien in allem zu bethätigen, rauchte sie jeden Nachmittag eine der Cigarreten ihres Vaters, was für eine bedeutende Selbstverleugnung zeugt.

Zu dieser Zeit kam Andreas Gyurkovics in dem bereits erwähnten Familien-Gig nach Vács-Reve und stattete Brenóczy einen Besuch ab. Diesem Besuch ging ein nicht unwichtiges Gespräch voraus, welches im Schloß zu Tamás zwischen Bandi, recte Andreas, und seiner Mutter stattfand. Es war von Gézas „Verlobung“

die Rede. Ich setze das Wort „Verlobung“ unter Anführungszeichen, um die ironische Betonung anzudeuten, mit welcher Frau Gyurkovics dasselbe aussprach. Als die edle Dame die erste Nachricht von der „Verlobung“ ihres Sohnes erhielt, brach sie in herzliches Lachen aus. — „Die Sache ist aber durchaus nicht scherzhaft zu nehmen,“ meinte Bendi, recte Andreas, der den Starrsinn seines Zwillingsbruders kannte. „Wenn es sich Géza einmal in den Kopf gesetzt hat, so heiratet er das Mädchen auch.“ — „Mag er es nur heiraten, er thut es ja doch nicht!“ erklärte Frau Gyurkovics, deren Logik mitunter von unergründlicher Tiefe war. Als sie aber einige Monate später zu ahnen begann, daß der halsstarrige Junge dennoch diese Absicht habe, geriet sie in einen rechten Zorn. Wie bereits erwähnt, huldigte Frau Gyurkovics der Ansicht, daß ein jeder Mann eine unverzeihliche Dummheit begeht, wenn er heiratet. Nur ihre späteren Schwiegersöhne betrachtete sie als lobenswerte Ausnahmen. Nachsichtiger urtheilte sie nur, wenn sich die Heiratsabsichten und -Kombinationen ihrer Söhne auf die Töchter der in das Verzeichniß der die meisten Steuern zahlenden Bürger aufgenommenen Väter bezogen. Im übrigen galt in ihren Augen das reifere Alter des Mannes als erste Bedingung einer glücklichen Ehe und dieses reifere Alter begann ihrer Überzeugung nach erst nach vollendetem fünfunddreißigsten Lebensjahr. „Wenn ich nur wüßte, womit er eine Frau ernähren könnte!“ sorgte sich die Mama. „Wie ich höre, hat ja das Mädchen nichts.“ — In Parenthese bemerkt, ist: Etwas = 50 000 Gulden; Geld

= 100 000 Gulden; Vermögen = 200 000 Gulden; großes Vermögen oder viel Geld existiert überhaupt nicht. — „Womit?“ grübelte auch Bandi Gyurkovics. „Vielleicht rechnet er darauf, daß Du ihm die Kaution gibst, Mama —“ — „Wer sollte ihm etwas geben?“ — „Du, Mütterchen!“ — „Ich? Und was sollte ich ihm den geben?“ — „Nun, die Kaution!“ — „Damit er das Mädchen heiraten könne?“ — „Nun ja —“ — Worauf Frau Gyurkovics die folgende sehr kuriose Frage aufstellte. „Leben wir denn in Asien, unter wilden Menschen, daß ein Sohn von seiner Mutter derartiges voraussetzen kann? Sollte ich denn nur dazu vorhanden sein, um den ersten besten Soldaten des Königs auszustatten?“

Doch der Gedanke, daß Géza ein vermögensloses Mädchen heiraten könnte, beunruhigte das mütterliche Herz über die Maßen. Sie fühlte, daß sie etwas thun müßte, wenn auch nur, um das eigene Gewissen zu beruhigen. Und so sagte sie denn eines Tages zu Bandi, er möge nach Rebe hinüberfahren und dem Oberst einen Besuch abstatten. „Geh' hinüber zu ihnen und mache ein recht dummes Gesicht, als dächtest Du gar nichts dabei! Vielleicht kannst Du so manches erfahren, was uns zum Nutzen gereichen würde —“

Der Oberst empfing den jungen Herrn sehr freundlich. Seitdem sich die Zukunft Gézas in deutlicheren Umrissen zu zeigen begann, erwog auch der Vater ernstlicher die Möglichkeit einer Verbindung mit ihm. Übrigens besaß Bandi eine bescheidene, aber keineswegs zu unterschätzende Gabe, mit welcher er das Wohlwollen Brenóczy's

gewann und welche ihm auch sonst im Kampf ums Dasein sehr zu statten kam. Er verstand es nämlich, eine so sympathisch beschränkte, fast möchte ich sagen, auf distinguirte Art einfältige, mit einem Wort eine so loyale Miene anzunehmen, welche ihm auf den ersten Blick den Weg zu den Herzen rechtschaffener Menschen erschloß. Schon in der Schule hatte er sich mit derselben die Gunst der weichherzigen Professoren zu erwerben verstanden, indem er den angestrengt fleißigen Schüler, dem es aber an der raschen Auffassung gebricht, meisterhaft darstellte, während er im Grunde genommen ein ebenso fauler, als mit einer spielend leichten Auffassung gesegneter Patron war. Wer den jungen Mann mit der brünetten Gesichtsfarbe und den ein wenig melancholisch blickenden Augen jetzt vor sich sah, mochte wohl im Stillen denken: Ein großes Kirchenlicht ist dieser junge Mensch schwerlich, dafür aber zweifellos ein Charakter, und wenn auch nicht sehr geistreich, so doch ein Mann von viel Gefühl.

Der Besuch des Schwagers in spe versetzte Judith in tödliche Verlegenheit. Sie empfand eine Art scheuer Achtung vor Bandi, dessen Ähnlichkeit mit Geza eine geradezu überraschende war. Im Laufe des Nachmittags kehrte aber ihr Mut wieder, und da stellte es sich heraus, daß das Oberstentöchterlein zur gegebenen Gelegenheit auch hinreichend liebenswürdig sein konnte. Es schien ihr, als hätte dieser Besuch eine besondere Wichtigkeit für sie und darum wollte sie mit dem Aufgebot aller häuslichen Tugenden, über welche sie verfügte, das Gefallen Bandis zu gewinnen, was ihr auch zum

großen Teil gelang. Und der Hauch von Rührung, welcher an ihr zu bemerken war, ließ sie geradezu unwiderstehlich erscheinen. Wiederholt lenkte Bandi das Gespräch auf seinen Zwillingsbruder. Er sprach mit einer gewissen spöttischen Geringschätzung, aber auch mit der liebevollen Rücksicht von ihm, welche man vermöhnten Kindern gegenüber zu bekunden pflegt. Und als er des Abends die Heimfahrt antrat, machte er im Stillen seinem Zwillingsbruder die Konzeßion, daß Géza keinen üblen Geschmack habe.

„Du mußt wieder hinüber,“ sprach Frau Gyurkovics ein paar Tage später. „Du müßtest Dir den Anschein geben, als dächtest Du dabei an nichts, müßtest aber bei Gelegenheit von Géza sprechen. Sag’ ihnen, daß er ein launenhafter, zankfüchtiger Schuldenmacher sei — und Kartenspieler ebenfalls — das wird schon seine Wirkung haben —“ — Bei seinem zweiten Besuch kam ihm Judith schon mit reizendem Zutrauen entgegen und geleitete ihn in ihr kleines Zimmer, welches eine recht bunte Ausstattung zeigte. Dort ließ sie ihn in ihrem winzigen Schaukelstuhl Platz nehmen und verplauderte mit ihm volle zwei Stunden. Dabei unterließ sie es nicht, auch für die leibliche Notdurft ihres Gastes zu sorgen, indem sie ihm Cigaretten und Cognac vorsetzte, kölnisches Wasser auf seine Hände und Lavendeleffenz auf sein Taschentuch goß. Beim dritten Besuch fand sich Bandi bereits mit einem Blumenstrauß in Reue ein, von wo er mit einer Photographie Judiths nach Tamás zurückkehrte. Bei diesem Besuch geschah es, daß ihm Judith alles beichtete. In wohl-

gefügter, zusammenhängender Rede und mit einer zu Herzen dringenden Einfachheit enthüllte sie ihm ihren Kummer, als geschähe es nicht zum ersten Mal, daß sie die Geschichte ihrer Liebe jemanden erzählte. Thatsächlich geschah es nicht zum ersten Mal, denn vor Bandi war die melancholische Geschichte schon vier oder fünf Freundinnen in Wien und etlichen auch in Reue, außerdem der Rittmeisterin und der jüngsten Kantineurstochter mitgetheilt worden, denn die hübschen Handarbeiten der Letzteren waren es, mit welchen die aufmerksame Judith ihren Papa und ihre Mama zu Weihnachten zu überraschen pflegte. Heute würzte sie ihren Vortrag noch mit einigen Thränen und zum Schluß las sie einige Briefe ihres Bräutigams vor: Sterne — Blumen — ewig — und so weiter. Bandi hatte, wie bereits erwähnt, ein so sympathisches und vertrauenerweckendes Gesicht, daß es Geständnisse solcher Art förmlich provozierte. — „Ich bin sehr unglücklich,“ sagte Judith; „denn die ganze Welt ist mir feindselig gesinnt —“ — Bandi beeilte sich, gegen den auf seine Person entfallenden Theil dieser die ganze Menschheit umfassenden Verdächtigung zu protestieren. „Wie können Sie das sagen, Fräulein Judith!“ — „Sind Sie denn nicht auch mein Feind?“ — „Ich, Ihr Feind? Ich?“ Judith war über diese Erklärung Bandi's sehr erfreut und sagte: „Sie sind ein edler Mensch, Bandi! Mir hat es bereits mein Herz zugeflüstert, daß Sie das sind. — Ich sehe Sie heute zum dritten Mal und mit Ausnahme meines Vaters bringe ich niemanden soviel Vertrauen entgegen wie Ihnen.“ — Sie sagte

„mit Ausnahme meines Vaters“; — dabei vertraute sie aber ihrem Vater gar nichts an.

Nachdem Frau Gyurkovics die Photographie, welche Bandi gebracht, aufmerksam betrachtet hatte, sagte sie: „Sie ist wirklich hübsch!“ — — Einige Tage darauf erhielt Bandi einen Brief von Judith. Dieser Brief bildete auch vom graphologischen Standpunkt aus ein interessantes Schriftstück, da seine Schreiberin zu dieser Zeit ihre kleinen runden Buchstaben in aristokratisch langgezogene Krähenfüße umzugestalten begann. Sie schrieb ihm, daß die Offiziere in Keve eine kleine Unterhaltung zu veranstalten gedächten, und sie lade im Auftrage des Regiments Herrn Andreas Gyurkovics dringend zu derselben ein. — „Leiste der Einladung Folge, mein Sohn,“ sagte Frau Gyurkovics. Eine süße Ahnung begann in dem liebenden Herzen der Mutter aufzudämmern. Die Tochter des Obersten beginnt sich für Bandi zu interessieren. Wenn sie sich in ihn verlieben würde — und sämtliche Brüder Gyurkovics sind wie geschaffen dazu, um in jedem Mädchenherzen heiße Liebe zu entfachen —, so müßte sie auf jeden Fall ihr Verhältniß zu Géza lösen. Andreas aber könnte, ihrer Ansicht nach, ein so unbeständiges Mädchen nicht zu seiner Frau nehmen. Beugen wir uns tief vor dem mütterlichen Herzen, welches mit den Waffen der List und Schlaueit um die Freiheit des Kindes kämpft. — — Als Bandi von der in Bács-Keve veranstalteten Unterhaltung zurückkehrte, unterzog ihn seine Mutter einem förmlichen Verhör. „Hast Du mit ihr getanzt?“ — „Ja, Csárdás und Quadrille.“ — „Was

haft Du mit ihr gesprochen?“ — „Ich sagte ihr, daß Géza ein Kartenspieler sei.“ — „Ich glaube Dir kein Wort, mein Söhnchen!“ sprach Frau Gyurkovics, zu sich selbst, als sie das Zimmer verließ. Auch Bendi sagte etwas zu sich selbst, als er allein geblieben. „Arme Mutter!“ sagte er. „Wie würdest Du mir zürnen, wenn Du wüßtest —“

VIII.

Es war im Monat Juli, als der Lieutenant Géza Gyurkovics in Budapest einen unverzeihlich leichtsinnigen Streich beging. Trotzdem er nur ein armer, mittelloser Offizier war, ließ er sich eines Nachts dazu verleiten, sich mit drei gefürchteten Spielern des Casinos zum Spiel niederzulassen. Zwar gewann er nahe an vier-tausend Gulden; doch ist das durchaus kein Grund dazu, um über seine jugendliche Unbesonnenheit nicht den Stab zu brechen. Anfänglich sah er dem Spiel der drei Matadore teilnahmslos zu. Der Eine war ein Grundbesitzer aus dem Bácsér, der Zweite ein solcher aus dem Sároser Komitat und der Dritte ein reicher Armenier aus Siebenbürgen. Géza machte die Beobachtung, daß der Sároser tollkühn spielte und seine Partner zu erschrecken suchte, der Bácsér sehr zerstreut und gleichgültig spielte und der Siebenbürger weder das eine, noch das andere that, dafür aber sehr oft gewann. Es war das aber kein Kampf nach allen Regeln der Kunst; die Herren spielten eher mäßig, mit einer

gewissen Schonung und erinnerten an drei Fechtmeister, die Langweile haben und ihre Degen nur zum Zeitvertreib mit einander kreuzen. Strich einer der Spieler einen größeren Gewinn ein, so ließ er dafür Champagner bringen und den tranken sie gemeinsam aus, mit Ausnahme des Zuschauers, der nicht mithalten wollte. Gegen Mitternacht gab der Armenier auch an Géza Karten ab. „Spiele doch mit; wir setzen ja kaum etwas ein.“ — Anfänglich machte der Husar einige Fehler, über welche die Matadore laut lachten. Er griff mit den zwei Fingerspitzen so ungeschickt nach den Karten, als wollte er dieselben bei den Ohren fassen. Später aber begann er Glück zu haben und seine Partner erwärmten sich allmählich. Sie konnten sein System nicht erforschen, da er scheinbar ohne jede Konsequenz spielte, sie verwegen angriff und dann wieder ohne Grund die Flucht ergriff. Dabei gewann er unaufhörlich und die Karten paßten so gut in seine Hand, wie das Schwert in die Jung-Siegfrieds. Gegen Morgen verschwand der Armenier und als es Tag geworden war, hatte Géza auch die anderen Zwei rein ausgeplündert.

Daheim überzählte Géza sein Geld. Er hatte nahe an viertausend Gulden und eine wappengeschmückte Visitenkarte gewonnen, welche der Gutsbesitzer aus dem Sároser Komitat binnen vierundzwanzig Stunden mit vierhundert Gulden einlösen mußte. Frage: Was thut ein Lieutenant, wenn er unverhofft in den Besitz von viertausend Gulden gelangt? Antwort: Er legt sich eine geeignete Krankheit bei, die ihm einen sechswochenlichen Urlaub einträgt. Im Hinblick auf sein geradezu

in kompromittierender Weise von Gesundheit strogendes Außere beschloß Géza, daß ihm sein Knie schmerzen wird. Ein bekannter Civilarzt, den er in der Sache zu Räte zog, empfahl ihm vier Krankheiten: Ischias, Gonitis, Arteritis und endlich tumor albus articularum. Der Lieutenant entschied sich für Arteritis, da ihm dieser Name am meisten imponierte. — Eines Tages stieg er mit seinem Rittmeister die Treppe zu einem Pavillon in der Kaserne empor, als er mit einemmale einen Ausruf des Schmerzes vernehmen ließ und sich in die Lippen biß. — „Was ist Dir?“ fragte der Rittmeister. — „Gar nichts. Mein Knie macht Dummheiten.“ — — „Na, gieb nur acht!“ — Einige Tage später beobachtete der Rittmeister den Lieutenant, wie derselbe schwerfällig durch den Kasernenhof schritt. — „Du scheinst krank zu sein. Weshalb sprichst Du nicht mit dem Arzt?“ — „Es ist ja nicht der Rede wert. Wenn ich den Arzt befrage, so verbietet er mir gewiß das Reiten und ich will nicht marod sein.“ — — Das Maß war voll, als Géza während eines Ausmarsches mit einem Male im Sattel zu schwanken begann. „Gewiß schmerzt ihm schon wieder sein Knie,“ sagte sich der Rittmeister im Stillen. „Diese jungen Leute sind so leichtsinnig, daß sie nicht zum Arzt gehen wollen.“ Am nächsten Tage schickte der Rittmeister selbst den Regimentsarzt zu Ghurkovic, und obschon dieser gewissenhaft alle Symptome der Arteritis anführte, konstatierte der Doktor dennoch Gonitis, was jedenfalls für die schwankenden Begriffe in der medizinischen Wissenschaft zeugt.

So kam es, daß Géza Gyurkovics zu sechs-
wöchentlichem Kurgebrauch nach Herkulesbad reisen konnte.
Er nahm seinen Burschen mit sich, dem er für das
Geld seines Sárojer Freundes eine hübsche Jäger-
livree hatte anfertigen lassen.

Géza weilte bereits seit zwei Tagen in Herkulesbad,
als er sich am dritten Abend in den Tanzsaal begab,
wo die ganze vornehme Gesellschaft des Ortes ver-
sammelt war. Er traf dort mit einem rheumabehafteten
Kameraden zusammen, der ihn von dem Badeflatisch
getreulich in Kenntnis setzte. — „Wer ist die schöne
blonde Dame dort?“ fragte er auf eine Nische deutend,
in welcher eine schlanke Frauengestalt stand. — „Das
ist die schöne Polbi, eine überaus lebenslustige, vor-
nehme Dame aus Wien. Heute mittags wurde ich mit
ihrer Gesellschaft bekannt.“ — Die schöne Frau war
von einer größeren Gesellschaft umringt und erregte
durch ihre geräuschvolle Heiterkeit die Aufmerksamkeit
des jungen Lieutenants. Ihr Lachen klang so süß wie
der Schlag einer mit einer Altstimme gesegneten Nachti-
gall. Sie amüsierte sich augenscheinlich von ganzem
Herzen über den Tanz eines rumänischen Cavaliers.
— „Wenn Du gerne Walzer tanzest, so empfehle ich
Dir die Bekanntschaft der schönen Polbi!“ fuhr der
rheumabehaftete Kriegskamerad fort. — „Stelle mich
ihr vor!“ sprach Géza Gyurkovics, der die Arteritis
ebenso vergessen hatte wie die Gonitis samt allen Symp-
tomen. Die schöne Frau, welcher er vorgestellt wurde,
tanzte in der That ganz ausgezeichnet. Man merkte
ihr an, daß sie die leichte Melancholie der Musik auf=

faßte und diesen Tanz leidenschaftlich liebte, — nicht des Tänzers, sondern der Musik wegen. Sie war die Terpsichore des Walzers! Géza Gyurkovics, der auch sonst ein anerkannt guter Tänzer war, schien es während des Tanzens, als würden ihm Flügel wachsen. Doch mußte man den Tanz alsbald unterbrechen, da die schöne Frau einen kleinen Unfall erlitt: ihr üppiges Haar löste sich los und fiel in langen goldenen Strähnen über ihre Schultern nieder. — „Ich danke; es war genug! Mein dummes Haar ist gar nicht zu bändigen. Wie lange bleiben Sie hier?“ fragte sie dann Géza. — „Einige Wochen, so lange ich mich hier wohl fühle.“ — „Ich werde trachten, daß Sie sich recht lange wohl fühlen, denn einen solchen Tänzer finde ich nicht alle Tage —“ — Gerade kam der rheumabehaftete Lieutenant vorüber und bemerkte vertraulichen Tones: „Verdrehen Sie dem Lieutenant nicht den Kopf, gnädigste Frau, denn er ist schon halb und halb verlobt.“ Und zu Géza gewendet, fügte er ungarisch hinzu: „Du darfst ihr nichts glauben, denn sie ist sehr schlau und hält die ganze Welt zum Narren —“ — Die blonde Frau machte große Augen. „So jung und schon verlobt? — Wie schade! Wie konnten Sie nur eine solche Dummheit begehen? Ach, verzeihen Sie —“ — „Sie brauchen sich keinerlei Zwang aufzuerlegen,“ beruhigte Géza sie lächelnd. — „Aber wie konnten Sie das nur thun? Und ist die Sache schon ganz sicher?“ — Géza zuckte die Achseln, als er erwiderte: „Ich habe bereits mein Wort verpfändet.“ — „Sie dürften ein großer Charakter sein. Ich bin aber, offen gestanden, keine Freundin der

großen Charaktere, denn das sind zumeist langweilige Menschen, obgleich es mir scheint, als wären Sie eine lobenswerte Ausnahme.“ — „Gnädigste Frau sind zu liebenswürdig.“ — „Seien Sie darob nicht zu sehr erstaunt, denn in meinem Alter müssen sich die Frauen schon dazu bequemen, den jungen Herren selbst den Hof zu machen.“ — Géza schätzte die schöne Frau auf dreißig, höchstens zweiunddreißig Jahre. Der Warnung seines Freundes eingedenk erwiderte er ihre Schmeicheleien mit malitiöser Höflichkeit, und dieser Ton amüsierte die schöne Polbi augenscheinlich in hohem Grade. „Ist Ihre Braut hübsch?“ fragte sie ihn. — „Das ist Geschmackssache.“ — „Zeigen Sie mir ihre Photographie zeigen Sie sie mir, denn die Neugierde bringt mich sonst um Sie können sie mir unbedenklich zeigen, denn ich kenne hier niemanden — und dann ist sie ja Ihre Braut!“ — Géza zog ein Medaillon aus der Tasche und zeigte es der schönen Frau. Kaum hatte diese einen Blick auf das Bild Judiths geworfen, als ihr Gesicht mit einem Male einen ganz veränderten Ausdruck annahm. „Dies ist Ihre Braut?“ fragte sie. — „Ja, das ist sie.“ — „Aber — wie heißen Sie denn?“ — „Mein Name ist Géza Gyurkovics.“ — „Sie sind der Freiwillige aus Vács-Reve?“ — „Ich diente als Freiwilliger in Reve.“ — Die schöne Polbi sprach jetzt vier Worte, die man oft von Wienern hören kann, wenn sich ihrer eine große seelische Erregung bemächtigt. „Na, Servus, Herr Maier!“ sagte sie. Damit gab sie das Medaillon dem jungen Manne zurück. — „Und wissen Sie, wer ich bin? Ich bin Ihre Schwiegermutter!“ — „Wie

Frau Oberst Brenóczy?" — „Ja, Frau Oberst Brenóczy —“ — „Na, Servus, Herr Maier!“ sagte jetzt Géza. „Frau Oberst,“ fügte er nach einer langen Pause hinzu; „Sie würden mich zu großem Dank verpflichten, wenn Sie mir sagen wollten, was Sie jetzt in meiner Lage thun würden?“ — „Es wäre mir viel lieber, wenn Sie mir sagen wollten, was ich jetzt zu thun oder zu sagen habe —“ — „Ist es denn ein so großes Unglück für Sie, Frau Oberst, daß ich Ihre Tochter heiraten will?“ — „Ja, ein elementares Unglück ist es für mich. Oder halten Sie mich für eine Frau, die sich unbändig nach Enkeln sehnt?“ — „Das gerade nicht. Aber sehen Sie, verehrte Frau Oberst, wenn es schon sein muß, so werden Sie wenigstens einen guten Walzertänzer in der Familie haben —“ — „Ich danke. Mit den Mitgliedern der Familie pflege ich keinen Walzer zu tanzen.“ — „Gegenwärtig gehöre ich noch nicht zu Ihrer Familie und, wenn es Ihnen angenehm ist, so —“

Die Musik hatte wieder einen Walzer angestimmt und Géza verneigte sich vor der schönen Frau, die ihre Hand nachdenklich auf die Schulter des Lieutenants legte. Seitdem die schöne Poldi den „Verlobten“ — sie betonte dieses Wort ebenso spöttisch wie Frau Gyurkovics — ihrer Tochter kennen gelernt hatte, sah sie diese „Verlobung“ für einen noch größeren Unsinn an als bisher. Nach der Theorie der Frau Oberst Brenóczy theilte man die Männer nämlich in zwei Kategorien: in gute und in schlechte Walzertänzer: die ersteren sind die amüsanten und dazu geboren, den Frauen den Hof zu

machen; sie geben die schlechtesten Ehemänner ab; die schlechten Tänzer sind die langweiligen und für den Ehestand geschaffen. Unter ihren Bekannten in Wien hatte sie bereits einen Gatten für Judith ausersehen, einen jungen Mann und unerhört schlechten Tänzer, der der Schrecken aller Damen war, die auf Bälle gingen, und das Muster eines Ehemannes abgeben wird, wenn sich die Theorie der Frau Oberst bewähren sollte. Es war das ein Baron Pardubitz, ein sehr blonder Jüngling mit einem Kürbiskopf, der beim Sprechen stotterte und jährlich achtzigtausend Gulden hätte verausgaben können, wenn er überhaupt für das Geldausgeben Verständnis gehabt hätte. Während des Tanzes erwachte in dem von zärtlicher mütterlicher Fürsorge erfüllten Herzen der Frau Oberst eine treffliche Idee. „Mein zukünftiger Schwiegersohn,“ sagte sie sich, „ist ein viel zu liebenswürdiger Junge, als daß er nicht bodenlos leichtsinnig sein sollte. — Solche Leute halten an einer Dummheit, wie sie diese „Verlobung“ ist, nur so lange fest, bis sich ihnen Gelegenheit bietet, eine neue zu begehen. — Und eine verlockendere Gelegenheit könnte er beim besten Willen nicht finden als die, welche dort in der Nische gähnt —“ — In der angedeuteten Nische saß eine Dame, die offenbar viel jünger war als Frau Brenóczy und sich augenscheinlich wie eine depossedierte Kaiserin langweilte. Es war das die Baronin Hetwicz-Sanky, die Gattin des Feldzeugmeisters Hetwicz, der in der modernen Kriegsgeschichte den Beinamen, der Eroberer von Spiza (kleiner dalmatinischer Hafenort) erhielt. Die schöne junge Frau gähnte fortwährend.

was an ihrer Stelle sicherlich auch der geduldige Leser gethan hätte, wenn er zwei geschlagene Glockenstunden hindurch zwischen den Grafen Zdenko und Ottokar Dumba hätte sitzen müssen.

„Kommen Sie,“ sprach Frau Brenóczy zu Géza; „ich werde Sie meiner Gesellschaft vorstellen. — Sie werden mit meinen zwei Brüdern und einer Freundin von mir bekannt werden, die die interessanteste Frau in Oesterreich-Ungarn ist. Von der bewußten Sache soll vorläufig keine Rede zwischen uns sein.“ — Was die beiden Grafen Dumba anbelangt, so hatten sich dieselben — Gottlob! — nicht der militärischen Laufbahn zugewendet. Ich konstatiere dies mit der Freude des guten Patrioten, da dieser Umstand von großem und nur günstigem Einfluß auf den Verlauf eines zukünftigen Krieges sein kann. Es waren das baumlange, wortfarge und immer traurige Herren. Seufzend tranken sie ihren Frühstücksthee, mit gebrochenem Herzen rauchten sie nach dem Souper ihre Cigarren, doch während des Rasierens machten sie eine nachdenkliche und sehr würdevolle Miene. Man hätte meinen sollen, ein geheimer Kummer nage an ihrem Herzen; ihre ewige Trauer war aber nur ein interessanter Beweis für die naturgeschichtliche Theorie über das Akkommodationsvermögen der Individuen. Die Grafen Dumba waren nämlich von Alters her hochgestellte Soldaten gewesen, die sich im Interesse ihres Ansehens vor jeder leichtfertigen Heiterkeit hüten und beständig eine strenge, verschlossene und nachdenkliche Miene, wie es sich für Feldherren geziemt, zur Schau tragen mußten. Im Laufe der Zeit ent-

wickelte sich in der Familie ein vollständiger Feldherrn-
typus, welcher sich vom Vater auf den Sohn vererbte.
Frau Oberst Brenóczy hatte dieses Gesicht nicht geerbt,
wohl aber ihre ältere Schwester, die Baronin Pardubitz,
von der ihre Bekannten behaupteten, sie sehe wie ein
rasierter Major aus.

IX.

Ein Schriftsteller, den man einst der Baronin
Hetwicz-Santhy vorgestellt, hatte sie mit dem Meer ver-
glichen. Ich weiß nicht, welche Ähnlichkeit zwischen der
Gattin eines Feldzeugmeisters und dem Meer bestehen
könnte, — weiß es umfoweniger, als das Meer, nicht
einmal wenn es launenhaft und, in übertragenem Sinne,
auch malitiös ist, in keinem Falle arrogant und gelang-
weilt genannt werden kann. Der in Rede stehende
Schriftsteller hätte auf dem bleichen, schönen Antlitz der
Baronin den Ausdruck göttlicher Arroganz, unerhörter
Langweile, grausamen Spottes und maßloser Launen
entdecken können; sie stellte Pallas Athene und Hebe
in einer Person dar. — Als sie jetzt aber das Vorgnon
zum Auge erhob, um Géza Gyurkovics, der die Sporen
zusammenschlagend eine Verbeugung vor ihr machte, mit
einem zerstreuten Blick auszuzeichnen, zeigte es sich, daß
die Baronin ein sehr warmblickendes, sammtweiches Auge
habe wie die schwärmerische Heloise. Darum allein ver-
lohnnte es sich bereits, an Gonitis beziehungsweise Arte-
ritis zu leiden, konstatierte der Leutnant im Stillen.

Da die Baronin Hetwig-Zanky, wie es sich später ausweisen wird, vom Schicksal dazu bestimmt war, in der Geschichte der Brüder Gjurkovicz noch eine große Rolle zu spielen, so bin ich gezwungen, mich schon an dieser Stelle ausführlicher mit ihr zu beschäftigen und gewisse intime Dinge zu enthüllen, von welchen damals nicht einmal Géza Gjurkovicz Kenntniz besaß. Die Baronin war der mittelst königlichen Gnadenaktes mit allen männlichen Rechten ausgerüstete letzte Sproß der steinreichen Familie Zanky. Feldzeugmeister Hetwig hatte sie vor zwei Jahren zu seiner Gattin gemacht und den Namen und das Wappen der keinen männlichen Nachkommen mehr besitzenden Familie mit dem seinigen vereint. Wenn die Baronin soviel Geld hatte, mögen meine geduldigen Leser denken, so hätte sie nicht nur einen Feldzeugmeister, sondern sogar einen Lieutenant bekommen können. Und das stimmt auch. Doch war das keine regelrechte Heirat, sondern eine Art Selbstmord gewesen, welchen die Baronin in ihrem Liebesfummer beging. In ihren Mädchenjahren hatte sie für einen „Lateiner“, für den Sohn eines auf ihren Gütern angestellten Wirtschaftsbeamten geschwärmt, hatte ihn aber nicht heiraten können. Wie wäre das auch möglich gewesen? In ihrem tiefen Schmerz entschloß sie sich, die Gattin ihres ältesten Verehrers zu werden. Die meisten Selbstmörder, denen nach der verhängnisvollen That noch ein Moment des Nachdenkens bleibt, bereuen ihren Entschluß. Der Baronin Hetwig-Zanky blieb nach ihrer Vermählung noch sehr viel Zeit zum Nachdenken und darum bereute sie die verhängnisvolle

That ganz entsetzlich. Noch in den sogenannten „Flitterwochen“ machte die Frau Feldzeugmeister ihrem Gatten den Vorschlag, sich von Tisch und allem übrigen zu trennen. Dem Gatten aber, der seiner Zeit persönlich die erforderlichen Schritte beim König gethan, um die Übertragung des Namens und aller sonstigen Rechte auf die weibliche Linie zu erwirken, wäre eine derartige Bloßstellung im höchsten Grade peinlich gewesen, und darum wollte er durchaus nichts von der Sache hören. — „So werde ich Sie zur Trennung zwingen!“ erklärte die Baronin in höchster Erbitterung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der hinterlistige Guerilla-Krieg, welcher zwischen den Eheleuten nunmehr zum Ausbruch kam, von beiden Parteien mit achtungsgebietendem Eifer und erfinderischem Geiste durchgekämpft wurde. Den ihr angeborenen Neigungen nachgebend, bemühte sich die Baronin anfänglich mit kleinen Kunstgriffen, den Haß ihres Gatten zu erwecken. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn erfand sie zahllose Winkeltzüge, deren einer allein genügen würde, die schönste Frau unheimlich zu machen, gleichwie ein einziges Haar das schmachhafteste Gericht ungenießbar macht. Der Feldzeugmeister wappnete sich gegen diese Nadelstiche indessen mit einem empörenden Phlegma und ärgerte seine Gattin, die er jetzt schon von ganzem Herzen haßte, bis aufs Blut mit seiner affektierten Zärtlichkeit. — „Gut,“ sagte sich da die Baronin; „da ich nichts anderes thun kann, so muß ich seinen Namen kompromittieren; dann wird er mich vielleicht davonjagen.“ Man sollte gar nicht glauben, wie schwer ein solches Vorhaben unter

gewissen Umständen auszuführen ist. Die Baronin wollte nur ihren Ruf schädigen, war aber viel zu hochmütig, als daß sie sich thatsächlich erniedrigt hätte. Sie ließ sich in auffallender und zuweilen sogar in ärgerniserregender Weise den Hof machen; doch honorierte sie ihre Hofmacher, die sie eitle Narren nannte, nur mit kleiner Münze. Der Feldzeugmeister hatte den Sachverhalt alsbald durchschaut und seine Taktik der stillen, geräuschlosen Defensiv daher beibehalten. Seiner Gattin gegenüber bekundete er eine unerhörte Geduld und Nachsicht, umsoweniger aber den Hofmachern gegenüber. Er rächte sich an diesen, wo es nur anging, auf die grausamste Weise, und Dank seines mächtigen Einflusses war es ihm bereits gelungen, mehrere derselben aus dem Wege zu räumen. In eingeweihten Kreisen beweinte man schon mehrere derartige Opfer der „Vendetta“ des Gatten. Unter anderem sprach man von einem sehr sympathischen Oberlieutenant, der sich den Zorn des Feldzeugmeisters damit zugezogen hatte, daß er mit der Gattin desselben an einem Abend drei Quadrillen tanzte. Binnen kurzer Zeit befand sich der Unglückliche auf dem Wege nach Dombrova und noch heute vertrauert er sein junges Leben in dieser allererschmutzigsten aller Grenzgarnisonen Galiziens in Gesellschaft langbärtiger polnischer Juden. Dann war die Rede von einem Hauptmann, der mit der Baronin einigemal in seinem eleganten Wagen, vor welchen er vier feurige Rappen gespannt hatte, ausgefahren war. Anlässlich einer ganz unerwarteten Revue wurde er einer Menge kleiner, unbedeutender Mängel — sie waren so klein und unbedeutend, daß ich mit

der Erzählung derselben den gedulbigen Leser nicht zu belästigen wage — überführt und in Pension geschickt. Im Frühjahr begeisterte sich ein kleiner junger blonder Graf für die Baronin; der Nefte des Feldzeugmeisters, der ewig halbbetrunkene Gardist, der für den besten Fechter in ganz Europa galt, suchte Streit mit dem kleinen Edelmann und versetzte ihm mitten ins Gesicht einen so böshaften Säbelhieb, daß aus der geistreichen kleinen Adlernase des Grafen eine Bullsnase wurde, worüber die schöne Baronin, als sie dieselbe zum erstenmal erblickte, so herzlich lachte, daß sie fast in Ohnmacht fiel. Die fortwährenden Niederlagen, welche die Dame in diesem Guerilla-Krieg erlitt, versetzten sie in eine maßlose Erbitterung, und gleichwie der Kommandant der ausgehungerten Festung in seiner höchsten Verzweiflung den Entschluß faßt, die Festung in die Luft zu sprengen, dachte sie in ihrer Villa zu Herkulesbad über einen Skandal nach, welcher im ganzen Lande Aufsehen erregen sollte. Um den geplanten Skandal genügend wirkungsvoll in Szene setzen zu können, mußte sie sich eines hingebungsvollen Genossen versichern, und dies war keine leichte Aufgabe, weil alle salonsfähigen jungen Leute — und selbst die älteren, die heutzutage weniger vorsichtig sind als die jungen — von einem geheimen Schrecken erfaßt wurden, wenn es sich um die Dame mit den gorgonischen Augen handelte. Ja, sie hatte Augen wie das Haupt der Gorgo, denn jeder, den sie bisher mit denselben angeblickt hatte, war zu Grunde gerichtet worden.

• So war es mit der Baronin Hetwih-Sanky be-

stellt, die kaum zehn Minuten, nachdem man ihr Géza Gyurkovics vorgestellt hatte, mit ihrem Vorgnon seine Schulter berührte. „Haben Sie schon eine Tänzerin zur Quadrille?“ fragte sie. — „Nein —“ — „Würde ich ein großes Opfer beanspruchen, wenn ich Sie bitten würde, mit mir zu tanzen?“ — „Frau Baronin, diese Auszeichnung —“ — „Ruhig, mit nachlässiger Anmut tanzte sie die Quadrille zu Ende. Das heißt, sie tanzte nicht, sondern schritt bloß hin und her im Saal, mit dem Hut auf dem Kopf und dem Vorgnon in der Hand. Sie bildete die Verzweiflung des Arrangeurs, denn sie kümmerte sich nicht im mindesten um die Figuren, sondern verließ ihren Platz, wenn es ihr beliebte, reichte wem immer die fein beschuhte Hand und erwartete, daß sich das Publikum ihrem merkwürdigen Tanze anbequemen werde. So zerstreut und eigensinnig war sie immer, daheim schritt sie zuweilen schweigend durch die Zimmer. Dienerhände öffneten die Thüren vor ihr. Auf der Treppe eilte ihr die Kammerfrau nach und legte einen Mantel um ihre Schultern. Unten öffneten ihr der Diener den Wagenschlag. — „Wohin soll der Kutscher fahren?“ — „Ich weiß es nicht, — wo immer hin, — mir ist's gleich —“

Plötzlich stand die Baronin wieder neben Géza und schob ihre Hand unter seinen Arm, indem sie sagte: „Ich bin eine leidenschaftliche Quadrille-Tänzerin! Es ist der einzige Tanz, welchen ich liebe. Sind Sie auch ein Freund desselben?“ — „Ich? Ich würde mein Seelenheil für eine Quadrille verkaufen!“ log der Lieutenant, der im übrigen der Meinung war, daß die Qua-

drille mit demselben Recht ein „Tanz“, wie der Brei eine „Speise“ genannt wird. — „Vielleicht tanzen Sie dann auch die zweite mit mir?“ Und wieder ließ sie ihren Tänzer im Stich, um ein noch niemals gesehenes Solo auszuführen. Sie trat zwei Schritte vor, verneigte sich ein wenig, drehte sich dann um die eigene Achse und reichte der Gattin des Obersten Brenóczy die Hand. Die Frau Oberst tanzte mit dem rheumatischen Lieutenant und amüsierte sich vortrefflich. Sie hätte sich ebenso vortrefflich amüsiert, wenn sie statt mit dem jungen Lieutenant mit einem alten Invaliden getanzt und statt der ausgezeichneten Zigeunerkapelle ein Dudelsackbläser die Musik dazu geliefert hätte, denn sie war dazu geboren, sich in diesem irdischen Sammerthal nach Möglichkeit zu amüsieren.

Wäre ich kein einfacher Chronist, sondern ein wirklicher Romandichter, der über das Wohl und Wehe seiner Helden entscheidet, so könnte ich jetzt sehr erbauliche Dinge niederschreiben. Ich würde beschreiben, auf welche Weise Géza Gyurkovics als das ewig nachahmenswerte Musterbild des tugendhaften Jünglings voll geheimer Trauer das kokette Spiel der Baronin ertrug, würde beschreiben, wie der Lieutenant, als das Maß voll geworden, von flammendem Zorn erfüllt die Rosenketten zerriß, mit welchen die gewissenlose Schöne ihn fesseln wollte, könnte schließlich berichten, daß er mit seinen zu Herzen dringenden Warnungen Thränen der Reue in den Augen der Baronin aufsteigen ließ. — Mit Bedauern muß ich indessen gestehen, daß mein Held die sich ihm darbietende Gelegenheit nicht ergriff, um sich die Hoch-

achtung und Anerkennung meiner ernstest denkenden Leser zu sichern.

Volle acht Tage hindurch machte Géza den beiden Damen — der Frau Oberst Brenóczy und der Baronin Hetwiz-Sanky — mit hingebendem Eifer den Hof, und obschon die Kurgäste jeden Schritt des Lieutenants gewissenhaft überwachten, vermochten sie zu ihrem aufrichtigsten Leidwesen nicht darüber ins Klare zu kommen, welcher von den beiden er aus Überzeugung und welcher er aus Opportunitätsrücksichten den Hof machte. Ich will einen Schleier breiten über die Geschichte dieser acht Tage, welche nur eine ununterbrochene traurige Kette der zu Pferd und zu Esel unternommenen Ausflüge, der am helllichten Tage vor der Villa Sanky und dem Franz-Josefs-Hotel dargebrachten Ständchen, der mit einer Jagd auf Johanniskäfer verbundenen Abendspaziergänge und sonstiger verdammenwerter Thorheiten bildete. Es genügt, wenn ich bemerke, daß die Kurgäste Géza Gyurkovics einstimmig den Spitznamen „der närrische Lieutenant“ verliehen.

Am achten Tage trug sich indessen etwas zu, was der gewissenhafte Chronist nicht verschweigen darf. An diesem Tage erfuhren die Kurgäste endlich, welcher Dame der „närrische Lieutenant“ aus Überzeugung huldigte, und Baronin Hetwiz-Sanky erachtete den Zeitpunkt für gekommen, da sie — um den einmal gebrauchten Vergleich aufrechtzuerhalten — die brennende Lunte in den Pulverturm schleudern und die Bombe in die Luft sprengen müsse. Es war am Sonntag und die Gattin des Feldzeugmeisters hatte dem Lieutenant gegenüber schon am

Sonnabend den Wunsch geäußert, dem sonntägigen Gottesdienst in der walachischen Kirche des benachbarten Mehadia beizuwohnen. Am Sonntag Morgen fand sich ein walachischer Bauernbursche in der Villa Sanky ein und wollte mit der Frau Baronin sprechen. Als diese in das Vorzimmer hinausblickte, erkannte sie in dem Bauern, der Sandalen an den Füßen und einen breiten Ledergürtel um die Hüften trug, ihren Hofmacher Géza Gyurkovics. „Sehen Sie, das ist ein guter Einfall,“ sprach die Dame ernst. Sie ließ Géza im Salon Platz nehmen und verschwand, um fünfzehn Minuten später mit einem groben, bunten Kopftuch, einem gestickten Ärmelhemd und kleinen Bundschuhen an den Füßen aus ihrem Ankleidezimmer wieder zum Vorschein zu kommen. In der Hand hielt sie einen großen, roten Regenschirm, um den Hals klrirten ihr mehrere Schnüre goldener Münzen, — sie glich auf ein Haar der Tochter eines reichen Dorfrichters. Übrigens besaß sie eine so vollkommene, fast möchte ich sagen, solide Gestalt, daß sie ohne das beengende, stahlgepanzerte Nieder noch reizender war als sonst. „Wir können gehen,“ sagte sie. Ihr Vorgnön nahm sie mit sich, und daran erkannte man sie im Badepark. Frau Brenóczy, die sie im Franz-Josefs-Hotel aufsuchten, um sie mit sich zu nehmen, vermochte volle fünf Minuten vor Lachen nicht zu sprechen; dann sagte sie erst, sie gedenke nicht, mit ihnen zu gehen. „Um keinen Preis der Welt gehe ich! So verrückt bin ich denn doch nicht!“ — „So gehen wir zu Zweien,“ erwiderte die Baronin, die bei den größten Thorheiten, die sie beging, ihren unerschütterlichen Ernst beibehielt.

In Mehadia wohnten sie der Messe bei, dann sahen sie eine Weile dem Tanzen der Bauern zu und kehrten endlich zum Frühstück im Dorfwirtshause ein. Ein Mann, der städtische Kleidung trug und ein Notariatsgehilfe sein mochte, saß bereits dort und las die Zeitung. Die schöne, so vornehm aussehende Bauerndirne fiel ihm auf und er zeichnete die Baronin durch eine Ansprache aus, ja streichelte ihr sogar wohlwollend die Wange. Géza Gyurkovics verschaffte der erschrockenen Dame in der Weise Genugthuung, daß er auf den Notar zutrat und ihm gleichfalls wohlwollend in die Wange kniff. Der Notar äußerte sich später dem Wirt gegenüber, daß die Bauern seit der Beseitigung der Militärgrenze sehr frech geworden seien und die Notabilitäten nicht mehr achteten.

Nach eingenommenem Frühstück schlugen beide den Bergpfad ein und trachteten, auf allerlei Umwegen nach Hause zu gelangen. Auf einer kleinen blumigen Wiese machte die Baronin Halt und begann, Blumen zu einem Strauß zu sammeln. Eine ziemliche Weile verbrachte sie schweigend mit dieser Beschäftigung, bis sie dann mit einemmale auf Gyurkovics zutrat, der sich von den warmen Sonnenstrahlen bescheinen ließ. — „Sind Sie ein Cavalier?“ fragte sie ohne jede Einleitung ernststen Tones. — „Was wäre ich denn sonst?“ fragte er überrascht. — „Und — ein mutiger Mann?“ — „Das weiß ich nicht. Es ist noch niemanden in den Sinn gekommen, mich auf die Probe zu stellen.“ — „Ich hätte große Lust, dies zu thun.“ — „Giebt es hier Drachen, mit denen gekämpft werden müßte?“ fragte Géza mit naiver Miene. — „Ja, es giebt welche,“ er-

widerte die Gattin des Feldzeugmeisters ruhig. Sie sprach jedoch nichts mehr von den Drachen, während man still weiter schritt. Von Zeit zu Zeit mußte sie sich am Wegrand niederlassen, da der Bundschuh ihre Füße zu sehr ermüdete.

Als sie in dem schattigen Thal anlangten, mußten sie mit einemmale stehen bleiben. Schon vor Wochen war nach einem großen Wolkenbruch ein ungeheurer Felsblock am Abhang ins Rollen geraten. Der Stuhlrichter hatte mittelst Stangen den Weg versperren lassen, über welchen der zehntausend Centner schwere Fels wie ein auf dem Kopfe stehender Riese schwebte. Ein etwas heftiger Luftzug, das Rollen eines Bauernwagens mochte genügen, um ihn in die Tiefe stürzen zu lassen. Die Baronin führte ihr Vorgnön ans Auge. „Das ist interessant!“ sprach sie. Dann fügte sie hinzu: „Sehen Sie nur die schöne gelbe Blume dort!“ — Ein erschrockenes kleines Blümchen war am Fuße des sinkenden Riesen erblüht. Und nun that Géza Gyurkovics etwas, wodurch er seinem Beinamen „der närrische Lieutenant“ alle Ehre machte: er sprang über die hölzerne Barrière, trat unter den Felsen hin und pflückte das gelbe Blümchen. Das war er sich selbst schuldig, nachdem ihn die Baronin gefragt hatte, ob er ein mutiger Mann sei. Die Baronin hatte nicht einmal zu rufen gewagt. Sie empfand einen leichten, wohligen Schwindel und schloß für einen Moment beide Augen. Als sie wieder emporblide, stand Gyurkovics bereits vor ihr und überreichte ihr mit spöttischer Höflichkeit die Blume. — „Gehen wir von hier!“ sprach die Dame. „Gehen wir!“

Nachmittags gelangte Frau Brenóczy zu der Überzeugung, daß zwischen der Baronin und dem Lieutenant etwas vorgefallen sei. Etwas — aber was? Die Beiden promenierten da bereits in europäischer Tracht auf der Terrasse und die Gattin des Feldzeugmeisters war von so tadellosem, elegantem Benehmen, als hätte sie der liebe Gott selbst aus einem Pariser Modeblatt herausgeschnitten und ihr statt der Seele den von einem berühmten Anstandslehrer verfaßten Leitfaden über seine Sitten eingehaucht. Im übrigen trug sie ein kleines wildes Blümchen am Busen und eine auffallend träumerische Miene zur Schau, woraus die Frau Oberst den Schluß zog, daß die Baronin etwas Schlimmes im Schilde führe. Als Géza und die Baronin des Abends in der Richtung der Villa Zanky dahinschritten, klammerte sich die Baronin ganz gegen ihre Gewohnheit an den Arm des Lieutenants. Etwas lastete ihr auf dem Herzen, etwas wollte sie ihm sagen, und sie suchte ängstlich nach den entsprechenden Worten. Vor dem Thor der Villa ließ sie seinen Arm los; trotzdem trat sie nicht in das Haus, sondern starrte ihn schweigend an, während ihre Finger nervös mit dem Vornon spielten. Endlich brach Géza die peinliche Stille. „So sprechen Sie doch!“ — „Nun ja — finden Sie sich morgen früh zu dem um sechs Uhr abgehenden Zug am Bahnhof ein!“ — „Sie reisen ab?“ fragte der Lieutenant betroffen. — „Wir reisen zu Zweien. Sie reisen mit mir —“ — „Wo hin?“ — „Das werden Sie schon erfahren. Beraten Sie niemanden etwas! — Gute Nacht!“ — „Sawohl, gute Nacht! Der geduldige Leser wäre gewiß

nicht am Bahnhof erschienen. Ich auch nicht. Géza Gyurkovics aber ging hinaus. Darauf kann ich nur sagen: Achtung vor der Individualität!

Der Lieutenant verschloß ein wenig, und als er in höchster Eile beim Bahnhof vorfuhr, gewann er die Überzeugung, daß ihn die schöne Frau — gelinde gesagt — zum Narren gehalten habe. Er war daher ganz überrascht, als er Frau Hetwiz-Sanky am Perron antraf. Von ihrer erschrockenen Kammerfrau begleitet und umgeben von zwei großen, monogrammgeschmückten Koffern und einer ganzen Schar geheimnisvoll geformter Lederfuttermale, saß sie dicht verschleiert und in einen Staubmantel aus roter Seide gehüllt auf einer Bank. Sie reichte Géza die Hand und sagte: „Sie ließen mich ein wenig warten, doch ist's gut, daß Sie dennoch gekommen sind. Lösen Sie ein Sondercoupé nach Szegedin!“ — Beim zweiten Läuten richtete die Baronin die folgende kleine Rede an die Kammerfrau, die mit leichenblassem Gesicht dastand: „Ich weiß, meine liebe Rätke, daß Du von meinem Gatten zu meiner Überwachung bestellt wurdest. Eile jetzt also ins Telegraphenamt und telegraphiere ihm, daß ich in Gesellschaft eines jungen Lieutenants vom Hause entflohen sei, — mit demselben Lieutenant, der mir schon seit längerer Zeit in ärgerniserregender Weise den Hof machte, wie Du dem Feldzeugmeister bereits berichtet hast. Und nun lebe wohl, Rätke!“

Die Baronin und Gyurkovics bestiegen das für sie bestimmte Separatcoupé, — erstere mit vor Freude glühenden Wangen wie ein Student, der eine Ferien-

reise antritt, letzterer mit sehr gemischten Gefühlen. Einen Moment tauchte die Vermutung in ihm auf, daß hier nicht alles in der Ordnung sei; doch beruhigte er sich alsbald. „Du lieber Gott, was könnte mir denn geschehen? Sollte die Geschichte eine unangenehme Wendung nehmen, so erschieße ich mich.“ Dieser Gedanke beruhigte ihn ganz ungemein, was als neuerlicher Beweis dafür gelten mag, welchen Vorteil der Mensch in wichtigen Momenten des Lebens aus seinen festen Prinzipien ziehen kann. Dann setzte sich der Sitzzug in Bewegung, noch dazu pustend und schnaubend, da er sich auch hierin nicht von seinen Vorgängern, die in der Romanliteratur eine Rolle spielen, unterscheiden wollte.

X.

Mit dem um zehn Uhr im Herkulesbad anlangenden Zug traf ein neuer Kurgast ein: unsere gute Freundin Judith Brenóczy. Ihre Mutter hatte sie hierher befohlen, da die edle Dame davon überzeugt war, daß die Kinderei, wie sie die Verlobung ihrer Tochter nannte, die sie niemals ernstgenommen hatte und über die sie sich dennoch beunruhigte, von selbst ein Ende nehmen werde, wenn das frühere Schulmädchen mit dem gewesenen Einjährig-Freiwilligen zusammentreffen würde. Als Judith noch vor Fräulein Elise aus dem Coupé sprang, erschrak die schöne Boldi und eine plötzliche Reue über ihren unüberlegten Einfall stieg in ihr auf. „Großer Gott! — Was ist aus Dir geworden, Judith?“

Und sie hatte doch gar keinen Grund zur Betrübniß, im Gegentheil allen Anlaß zur Freude, als sie sah, welch ein schönes, gesundes, großes Mädchen ihre kleine Judith geworden war. Sie war noch kaum neunzehn Jahre und sah aus, als zählte sie zumindest zweiundzwanzig. An Größe ihrer Mutter gleichend, besaß sie eine volle und dennoch schlanke Gestalt, ihr Gesicht zeigte eine gereifte Miene und selbst ihr einfaches Reisekleid bewies, daß sie sich mit selbständigen Geschmack kleidete. Wenn ihre Mutter sie jetzt zwingen würde, kurze Röckchen und einen Bébé-Hut zu tragen, würde sie thatsächlich wie eine Balletttänzerin aussehen. Die Frau Oberst empfand einen kalten, herbstlichen Schauer, als tönte der Scheidender Kraniche an ihr Ohr, trotzdem die Kraniche damals nicht einmal noch ans Scheiden dachten, sondern, über die ungarische Tiefebene dahinstreichend, sich in den heißen Sonnenstrahlen badeten, die ihr Gefieder vergoldeten, gleichwie sie auch das schöne üppige Haar der Frau Oberst vergoldeten.

„Bei Tische wirst Du mit einem alten Bekannten zusammentreffen,“ sagte Frau Brenóczy. — „Wer ist das?“ fragte Judith neugierig. — „Der Lieutenant Géza Gyurkovics.“ — Judith zuckte zusammen und blickte erbleichend auf ihre Mutter. — „Sie scheint ihn noch immer zu lieben,“ sagte sich diese besorgt.

Mittags sahen sie Géza Gyurkovics aber nicht, und der geduldige Leser, der Zeuge der am Morgen erfolgten Flucht war, bedarf auch keiner näheren Erklärung. Noch vor Tische erhielt auch Frau Brenóczy die erforderliche Aufklärung in Gestalt eines Briefes,

welchen ihr der Portier der Villa Zanky brachte. Die Baronin schickte ihrer Freundin die folgende in französischer Sprache abgefaßte Mitteilung: „Die Gattin des Feldzeugmeisters Ferdinand Hetwitz beehrt sich voll Freude mitzuteilen, daß sie heute, um sechs Uhr morgens, mit Gëza Gyurkovics entflohen ist; zugleich bittet sie, diese Nachricht in den weitesten Kreisen bekannt zu machen.“ Die schöne Polbi wollte anfänglich ihren Augen nicht glauben. „Na, Servus, Herr Maier!“ sagte sie, was sie bekanntlich nur unter der Einwirkung einer hohen geistlichen Erregung zu sagen pflegte. Sie zweifelte keinen Augenblick an der Nachricht. Sie kannte ihre Freundin und wußte, daß sich diese nicht einmal im Scherz einer Lüge bediene. Wenn sie schreibt, daß sie mit dem Lieutenant entflieht, so wird sie ihr Versprechen auch gewissenhaft einhalten. — Im übrigen zürnte sie der Baronin, die, wenn sie schon einen Skandal inszenieren wollte, doch hätte warten können, bis sie, die Frau Oberst, den Kurort verließ! In ihrem Ärger beschloß, sie, den letzten Wunsch ihrer Freundin nicht zu erfüllen und die Nachricht von dieser Entführung nicht zu verbreiten. Aber Judith mußte von der ganzen Sache Kenntnis erhalten. Sie teilte ihr dieselbe voll zärtlicher Schonung mit und sprach weniger als Mutter, denn — wie das in solchen Fällen schon üblich — als Freundin zu ihr. „Das Leben ist sehr traurig,“ sagte sie unter anderem. „Und nun begieb Dich in Dein Zimmer, mein armes Kind, und weine Dich von Herzen aus! Dann aber ziehe Deine weiße Seidenblouse an, denn in einer halben Stunde gehen wir zum Speisen —“

— Judith war augenscheinlich ganz gebrochen, als sie sich, dem mütterlichen Räte Folge leistend, auf ihr Zimmer zurückzog.

Eine halbe Stunde später, als Frau Brenóczy vorsichtig die Thür des Zimmers öffnete, stand ihr Töchterlein in der weißen Seidenblouse bereits am offenen Fenster und telegraphierte mit beiden Armen etwas einem unten stehenden jemand hinab, der eine rote Nelke im Knopfloch stecken hatte, die ihm soeben in anmutigem Schwung hinuntergeworfen worden war. — „Ach ja,“ wendete sich Judith jetzt zu ihrer Mutter; „ich vergaß ganz, Dir zu sagen, daß wir mit einem Bekannten aus Keve zusammen reisten.“ — „Wer ist das?“ — „Ein junger Mann namens Andreas Gyurkovics —“ erwiderte sie mit so unschuldiger Miene, als hätte sie niemals mit einem Träger dieses Namens etwas gemein gehabt. — „Wieder ein Gyurkovics!“ sprach die edle Dame erschrocken.

Der „andere“ Gyurkovics — mit der roten Nelke im Knopfloch seines Jagdrockes — erwartete die Damen bereits auf der Terasse des Speisezimmers. Zwar hatte die Frau Oberst noch auf der Treppe den Entschluß gefaßt, ihm mit der größten Kälte zu begegnen, ihre Absicht aber nicht ausgeführt, weil sie auf den ersten Blick erkannte, daß man mit diesem jungen Manne nicht einmal unfreundlich sein könne, da er ein äußerst distinguiertes Benehmen an den Tag legte und überhaupt den Eindruck eines rechtschaffenen, überlegenen Charakters machte. Der distinguierte junge Mann konnte indessen einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken, als

Judith ihn ihrer Mutter vorstellte. „Aber nein, das ist ja nicht möglich! Ich bitte um Verzeihung, doch kann ich das nicht glauben! Die gnädige Frau wäre die Mama des Fräuleins? Treiben Sie doch keinen Scherz mit mir!“ — „Seien Sie doch nicht so entsetzt!“ ermahnte ihn die Frau Oberst mit einem sonnigen Lächeln. Dann forderte sie Bandi auf, an ihrem Tische Platz zu nehmen. Der junge Mann aber hatte sich nicht einmal noch bei der Suppe von seinem großen Staunen erholt. „Vielleicht ist es Ihre Stieftochter?“ fragte er bittenden Tones. — „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Judith meine leibliche Tochter ist.“ — Vor dem Ehrenwort der Frau Oberst beugte sich Andreas. „Nun glaube ich es! Selbst wenn die gnädige Frau auf ihr Ehrenwort versichern würde, daß die Sonne Ihre Mutter und der Mond Ihr Onkel sei, so würde ich es wohl glauben, aber nicht begreifen!“ — „Er scheint ein sehr sympathischer, ernstester junger Mann zu sein,“ sagte sich Frau Brenóczy im Stillen.

Beim schwarzen Kaffee erachtete die Frau Oberst die Zeit für gekommen, um Andreas von dem Abenteuer seines Bruders in Kenntniß zu setzen. Vorher aber schickte sie Judith und das Fräulein ins Zimmer hinauf, um ihre Sonnenschirme zu holen. „Ich muß Ihnen eine niederschmetternde Mitteilung machen. Seien Sie stark! Sie sind ja ein Mann! Ihr Bruder hat heute früh die Gattin des Feldzeugmeisters Hetwiz entführt.“ — „Ich habe schon davon gehört,“ erwiderte Bandi, das Ende seiner Cigarre vorsichtig abschneidend. „Das Hotelstubenmädchen empfing mich bereits mit dieser Nachricht,

dann teilte sie mir der Badearzt mit und selbst die Badediener amüsieren die Herrschaften, die sich von ihnen massieren lassen, damit. Ich aber glaube es nicht.“ „Sie glauben es nicht?“ — „Nein!“ erklärte Bandi entschieden. „Ich kenne meinen Bruder und weiß, daß er derartiges niemals thäte. Hier muß unbedingt ein Irrtum obwalten.“ — „Und doch verhält sich die Sache so.“ — „Dann ist die betreffende Dame vielleicht nicht die Gattin eines Feldzeugmeisters?“ — „Ich kann mich in dieser Hinsicht umsoweniger irren, als ich selbst die Gattin eines Soldaten bin.“ — Nachdenklich zündete Bandi seine Cigarre an. „Und — verzeihen Sie das harte Wort — handelt es sich um eine Dame in gesetztem Alter?“ — „Nicht im Entferntesten. Sie ist höchstens zweiundzwanzig Jahre alt.“ — „Das ändert die Sache bedeutend! Nun glaube ich schon alles.“ — Wie wir hieraus ersehen können, hielt Bandi die Sache nur deshalb für unglaublich, weil er bisher keinen Feldzeugmeister unter sechzig und keine Feldzeugmeisterin unter fünfzig Jahren kennen gelernt hatte. Und daß sein Bruder eine fünfzigjährige Dame entführen sollte, erschien ihm unmöglich. Dann aber fiel ihm noch ein Umstand auf. „Dennoch muß die Sache auf einem Irrtum beruhen, denn der Feldzeugmeister wohnt in Budapest, nicht wahr? Ich sehe dann nicht ein, weshalb die beiden von hier durchgehen mußten —“ — Frau Brenóczy zuckte die Achseln. „Das ganze ist eine Thorheit gewesen; doch fürchte ich, daß Ihr Bruder für dieselbe büßen wird. Mit Getwiz ist nicht gut Kirichen essen, am allerwenigsten aber für einen Lieutenant.“ —

Andreas war nicht im geringsten beunruhigt. „Seien Sie unbesorgt, gnädige Frau; Géza wird sich schon zu helfen wissen. Er weiß sich immer zu helfen —“

Wenn die Aurgäste nicht in solchem Maße damit beschäftigt gewesen wären, das Abenteuer der Baronin Hetwiz zu ventilieren, so hätte es ihnen unbedingt auffallen müssen, in welchem Maße sich die Frau Oberst innerhalb vierundzwanzig Stunden verändert hatte. Sie war ganz still und ernst geworden, seitdem sie an der Seite Judiths ihre mütterlichen Pflichten erfüllen mußte. Statt der vier hellen Kleider zog sie jetzt täglich vier dunkle Kleider an, und des abends tanzte sie bloß eine oder zwei Quadrillen und auch das nur, um auszu- helfen, wie sie sagte.

Drei Tage nach der Ankunft Judiths im Herkulesbad ereignete sich ein Vorfall, welchen ich registrieren muß. An diesem denkwürdigen Tage unternahmen Frau und Fräulein Brenóczy, von den beiden Grafen Dumba, Andreas Gyurkovics und einer aus dem Vater und vier älteren Töchtern bestehenden pensionierten Majorsfamilie begleitet, einen größeren Spaziergang im Walde. Judith und Bandi waren auf den schattenreichen Wegen immer voraus; die Frau Oberst folgte ihnen langsamer mit der übrigen Gesellschaft. — „Wie sehr sich die Verlobten beeilen!“ bemerkte lächelnd eine der pensionierten Damen. — „Was für Verlobte?“ fragte Frau Brenóczy. — „Fräulein Judith und Herr Gyurkovics —“ — „Woher wissen Sie, daß sie verlobt sind?“ — „Mein Gott — der ganze Ort weiß es ja. — Schon als sie die Eisenbahn verließen, sagte ein jeder, das Brautpaar

sei angekommen. Jedermann wendet ihnen die größte Aufmerksamkeit zu, denn solch ein glückliches Pärchen ist ungeheuer interessant, und selbst die Kellner bestellen die Speisen in der Küche stets mit dem Zusatz: für das Brautpaar.“ Frau Brenóczy erinnerte sich in der That, daß die jungen Leute ihre Speisen stets gemeinsam bestellten. Sie blieb inmitten des Weges stehen, hielt die Hände zu einem Trichter geformt an den Mund und rief laut in den Wald hinein: „Su — udith!“

Die jungen Leute standen gerade vor einem mit einer hölzernen Barrière umgebenen großen Felsen, dessen absonderliche Form von ihnen angestaunt wurde. Es war das der auf dem Kopfe stehende steinerne Riese, an dessen Fuß Géza Gyurkovics vor fünf Tagen voll verwegenen Mutes das gelbe Blümchen gepflückt hatte. — „Der Alte sieht aus, als wollte er jeden Moment herunterkollern,“ sprach Judith scherzend. — „Weshalb man ihn wohl mit einer Barrière umgeben haben mag?“ forschte Andreas. Graf Zdenko Dumba, der hinter den Damen kam, erblickte jetzt gleichfalls den Felsen, und sofort faßte er die Größe der drohenden Gefahr auf. „Springen Sie auf die Seite!“ schrie er mit schmetternder Stimme. „Der Felsen fällt herab!“ — Judith war die Erste, die den Warnungsruf vernahm und verstand. Sie blickte zuerst zu dem Felsen empor, dann auf Andreas, und ihr Gesicht wurde kreidebleich vor Entsetzen, ihre Knie wankten. Und statt die Flucht zu ergreifen, schlang sie die jetzt nicht mehr mädchenhaft schlanken, sondern mädchenhaft kräftigen Arme um den Nacken des jungen Mannes und zog dessen Antlitz an ihren wogenden Busen

nieder. „O, mein Gott, — Bändi!“ — Wie der geduldige Leser ganz richtig vermuten dürfte, beobachtete der Felsen den Liebenden gegenüber dieselbe Haltung wie der gemeinsame Minister des Auswärtigen der orientalischen Frage gegenüber, das heißt, er sah keine Notwendigkeit ein, in den Lauf der Dinge einzugreifen, und verharrte regungslos.

Judith Brenóczy wurde erst von wirklich entsetzensvoller Angst erfaßt, als sie bereits in Sicherheit war und auf einem Baumstrunk saß. Sie drückte Bändis Hand in der ihrigen, sprach weinend allerlei wirre Sachen durcheinander und dabei schlugen ihre Zähne klappernd zusammen. Sie blickte Andreas an und süße Freude leuchtete aus ihren Augen darob, daß ihm kein Leid widerfahren war. Dann mochte sie sich wieder erinnern, was hätte geschehen können, wenn der Felsen herabgestürzt wäre, denn ihre Augen füllten sich neuerdings mit Thränen, so daß selbst ihre Mutter sie zu beruhigen trachtete. — „Sei doch vernünftig, Judith; Herrn Ghurkovics ist ja nichts geschehen!“ — Und die pensionierten Fräuleins sprachen: „Weinen Sie nicht, Fräulein, Ihr Herr Verlobter ist ja heil und unverfehrt.“

Die beiden Grafen Dumba standen ein wenig abseits, und sie, die sonst so wortkarg waren, führten jetzt ein eifriges Gespräch mit einander. — „Du hast gute Augen,“ sprach Ottokar; „und Du bemerktest sofort, daß sie in Gefahr schweben.“ — „Ich bemerkte, daß sie in Gefahr seien,“ erwiderte Zdenko; „und darum rief ich mit lauter Stimme, sie möchten zur Seite springen.“ — „Wir waren weit entfernt und darum mußt Du

laut rufen.“ — „Hätte ich nicht laut gerufen, so hätten sie es vielleicht nicht vernommen.“ — „Dieser Felsen mag zehntausend Metercentner wiegen.“ — „Ja, zehn — bis zwölftausend Metercentner mag er schon wiegen —“ — In Parenthese sei hier bemerkt, daß der wackere steinerne Riese zum allgemeinen Entsetzen auch heute noch zum Sturze bereit auf dem Abhange ruht und diese Lage augenscheinlich nicht sobald mit einer anderen zu vertauschen gedenkt.

„Das ist ja eine allerliebste Geschichte,“ sagte Frau Brenóczy zu ihrer Tochter, als sie mit dieser bereits auf dem Erker des Franz-Josefs-Hotels saß. „Gestern noch die Braut des einen, bist Du heute bereits die Braut des anderen Gyurkovics.“ — „Nicht seit gestern, Mamachen,“ gab Judith bescheiden zur Antwort. „Schon am 20. Februar gelobte ich Bandi ewige Treue.“ — „Und weshalb hieltest Du das geheim vor mir?“ — „Ich wagte es nicht zu verraten, denn ich fürchtete, Géza werde sich erschießen, wenn er hörte, daß ich ihn nicht mehr liebe.“ — „Du scheinst Deinen Ex-Bräutigam sehr genau zu kennen! Ich werde aber schon Musterung unter Euch halten!“ — Schmeichelnd küßte Judith die Hand ihrer Mutter, und da es sich hier um einen realen Freier, das heißt, um einen solchen handelte, der keine Kautio n benötigte, so bekundete die Frau Oberst eine gewisse Geneigtheit, die Kombination mit dem jungen Baron Pardubitz fallen zu lassen.

Zur selben Zeit fand zwischen Bandi und seiner Mutter ein interessanter Brief- und Telegrammwechsel statt. Andreas teilte seiner Mutter vor allem mit,

daß Géza die Gattin des Feldzeugmeisters Hetwiz, die einzige Erbin des sich ungefähr auf zehn Millionen belaufenden Vermögens der Familie Zanky entführt habe. Die Gutsbesitzerin aus Vács-Tamás schrieb hierauf einen Brief, in welchem ihre Hochachtung für die Unverletzlichkeit der „Familie“ genannten Institution deutlich genug zum Ausdruck gelangte. „Und schließlich theile Géza mit,“ schrieb sie; „daß ich ihm seinen Fehler nur verzeihen werde, wenn er bereit ist, die Ehre des Namens Zanky wiederherzustellen und die Baronin zu heiraten —“ — „So viel mir bekannt,“ lautete die Antwort Bandis; „lebt und stirbt Géza für die Baronin, da er aber sein Manneswort schon vor langer Zeit der Tochter des Obersten Brenóczy verpfändet hat und er, wie auch Du, liebe Mutter, weißt, sich eher erschießt, als daß er sein Wort brechen sollte, so glaube ich kaum, daß Dein Wunsch, liebe Mutter, ohne weiteres in Erfüllung gehen sollte —“ — Darauf schrieb Frau Gyurkovics in ziemlich gereiztem Tone zurück: „Nimm's mir nicht übel, mein lieber Sohn — denn ich bin ja Deine Mutter —; doch mußt Du in der That ein arger Tölpel sein, wenn es Dir bis heute noch immer nicht gelungen ist, dem Géza das allerliebste, schneidige Mädel abspänstig zu machen, dem Du schon seit einem halben Jahre den Hof machst —“

Andreas steckte den Brief ein und sagte mittags zu Frau Brenóczy, daß sich seine Mutter ungemein glücklich schätzen würde, wenn sie Judith als Schwiegertochter in die Arme schließen könnte. Diese Behauptung fand ihre Bestätigung in dem nächsten Brief der Frau

Gyurkovics, in welchem sie bei Frau Brenóczy in aller Form für ihren Sohn Andreas um die Hand des Fräulein Judith anhielt.

XI.

Es ist bereits an der Zeit, zu Géza Gyurkovics zurückzukehren, den die schöne Baronin Hetwiz-Sanky am vergangenem Montag aus Herkulesbad entführt hatte. Ich nehme den Faden meiner Erzählung dort wieder auf, wo ich ihn Judith Brenóczy zu Liebe fallen gelassen, als der Gilzug pustend und schnaubend aus dem Bahnhof rollte. Der Zug rollte dann immer weiter und lieferte die pustende und schnaubende Begleitung zu den nachstehend geschilderten Dingen. Géza Gyurkovics saß seiner schönen Reisegefährtin gegenüber, knöpfte seine Handschuhe zu und betrachtete aufmerksam das Gesicht der Baronin. Er dachte darüber nach, was wohl die erste Pflicht eines entführten Lieutenants der ihn entführenden schönen Frau gegenüber sei, und kam mit sich selbst darin überein, daß der betreffende Lieutenant vor allem nicht einfältig erscheinen dürfe. Frau Hetwiz-Sanky betrachtete lange Zeit nachdenklich die Gegend, durch welche sie fuhren; dann gähnte sie. „Ich habe diese Nacht kaum ein Auge geschlossen und bin jetzt schläfrig,“ sprach sie und fügte sanften Tones hinzu: „Es wird sie wohl nicht verletzten, lieber Freund, wenn ich jetzt ein kleines Schläfchen halte?“ — Bereitwillig machte ihr Géza eine Lagerstätte auf dem weichen Sitz zurecht und sagte: „Schlafen Sie, verehrte Baronin!“ — Lange bewegte sich die junge Frau unter dem ihr

als Decke dienenden Tigerfell hin und her; bald streckte sie die niedlichen Füße heraus, bald zog sie sie wieder an sich. Endlich lag sie ruhig da und reichte Géza lachend die Hand, indem sie fragte: „Weshalb nennen Sie mich Frau Baronin? Nennen Sie mich Ihre Freundin!“ — „Also, liebe Freundin!“ — „So ist's recht —“

Sie schlief bereits; wenigstens hatte sie die Augen geschlossen. Ihre feinbeschuhte Hand, die schön geformte, kleine Kinderhand hatte sie aber in der des jungen Mannes vergessen. Ob sie wohl wirklich schlief? Ein kaum bemerkbares süßes Lächeln, ein sonnenheller, weicher Zug läßt das sonst so hochmütige Antlitz frauenhafter erscheinen. Ob sie wohl schläft? Es schien, als umspielte ein schadenfrohes Lächeln den feinen Mund, welches besagen wollte: „Ach, mein lieber Géza Gyurkovics, bist Du doch ein großer Esel!“ Géza Gyurkovics aber ist kein Esel. Vorsichtig neigt er sich über sie, dann drückt er seinen Mund schnell auf das linke Auge der Baronin, mit einem Worte, küßte sie. Die junge Frau schlägt die Augen auf und bringt die harte, kleine Hand in schnelle Berührung mit der rechten Wange des Lieutenants, mit einem Worte, verabreichte ihm eine Ohrfeige. Und diese Ohrfeige war keine sinnbildliche, wie sie im trauten Familienkreise oder unter Liebenden vorzukommen pflegt, sondern eine echte, rechte, derbe, ja sogar schallende Ohrfeige, eine richtige Kasernen-Ohrfeige, die erste und letzte, welche Géza Gyurkovics seit seiner Kindheit bekommen hat. Zur Ehre des Lieutenants sei konstatirt, daß er gute Miene zum bösen Spiel machte

und mit imponierender Kaltblütigkeit sagte: „Wenn Sie mich mitgenommen haben, Frau Baronin, um mich mit Ohrfeigen zu regalieren, so fahren Sie darin nur ruhig fort; ich bereue meinen Ruch trotzdem nicht.“ — Jetzt stand die junge Frau bereits mit flammendrotem Gesicht auf den Füßen und sprach zürnend: „Wich wagen Sie zu küssen! Für wen halten Sie mich denn? Wenn Sie mich noch einmal zu berühren wagen, so ziehe ich die Notleine und bringe den Zug zum Stehen!“ — Géza Gyurkovics brach in ein schallendes Gelächter aus, und sein Lachen besänftigte die Baronin ein wenig. Sie setzte sich nieder, blickte eine Weile mit finsterner Miene zum Fenster hinaus, und da sich die Heiterkeit des Lieutenants durchaus nicht beruhigen wollte, wandte sie sich ärgerlich zu ihm. „Sind Sie verrückt geworden? Weshalb lachen Sie?“ — „Verzeihen Sie, schöne Frau, doch amüsiert mich die Entdeckung, daß ich ein viel größerer Esel bin, als ich gedacht —“ — Frau Hetwig-Sanky zuckte unmutig die Schultern. Sie ärgerte sich darüber, daß der Lieutenant nicht so dumm sei, als sie gemeint. Dann erschrak sie mit einemmale bei dem Gedanken, wenn sie in dieser Weise fortfährt, so entschlüpft dieser Mann, dessen sie noch dringend bedarf, ihren Händen. Und im nächsten Augenblick reichte sie dem Lieutenant mit entzückender Kühnheit die schmale Rechte, indem sie mit einem süßen, reumütigen Lächeln fragte: „Sind Sie mir böse?“ — Wieder überkam den Lieutenant seine erschreckende Heiterkeit. „Böse sein? Ihnen? Wer vermöchte Ihnen zu zürnen?“ — „Sie dürfen mir nicht zürnen, denn Sie wissen ja, wie

nervös ich bin, nervös bis zur Unzurechnungsfähigkeit — doch werde ich nicht immer nervös sein — Sie werden schon sehen — später — einmal —“ Jedes ihrer Augen war bei diesen Worten eine „Promesse“, wie man das im Börsenjargon nennt. Der Lieutenant stand lächelnd auf. „Schlafen Sie jetzt, Frau Baronin —“ — „Und Sie?“ — „Ich gehe auf den Korridor hinaus, um eine Cigarette zu rauchen. Seit sechs Uhr habe ich nicht geraucht.“ Seiner Cigarette hatte er es zu verdanken, daß er unter den am Perron von Karánsebes auf- und abgehenden Bahnbeamten einen früheren Kameraden aus der Freiwilligen-Zeit entdeckte. Sie plauderten zwei Minuten mit einander und reichten sich die Hände, bevor sich der Zug neuerdings in Bewegung setzte.

Als man in Lugos angelangt war, hatte Géza Gyurkovics bereits drei Cigaretten ausgeraucht, und so ging er in das Coupé der schönen Frau zurück. Diese stand am Fenster und beobachtete den von Budapest aus kommenden Schnellzug, der sich auf dem benachbarten Schienenpaar soeben in Bewegung setzte. Aus den Fenstern der in einer Entfernung von kaum zwei Meter vorüberrollenden Wagen blickten neugierige Reisende zu der schönen Frau herüber, die einen Moment unverwandt auf einen, in einen weißen Mantel gehüllten Offizier starrte, der an dem Fenster eines Coupés erster Klasse lehnte. Im nächsten Augenblick wich die Baronin entsetzt vom Fenster zurück. „Oh, über den Schurken!“ rief sie aus. — „Was ist geschehen?“ fragte Géza. — „Oh, wenn er mich erblickt hat, so ist alles zu Ende. Glauben Sie, daß er mich gesehen hat?“ — „Wer

denn?" — „Der Gardist . . . Der Stieffsohn meines Vatters." Die Baronin war ernstlich erschrocken, und Géza erachtete es für angezeigt, sie zu beruhigen. „Er hat Sie nicht gesehen, und wenn er Sie gesehen haben sollte, so glaube ich nicht, daß er sie erkannt hat. Aber selbst wenn er Sie erkannt hat, so kann er Sie nicht so leicht einholen, da die Züge in entgegengesetzter Richtung fahren." — Inzwischen hatte der Zug bereits die Station verlassen und Frau Hetwig-Sanky atmete erleichtert auf.

„Ich küsse die Hände, meine kleine Mama!" rief in diesem Augenblick eine rasselnde Baßstimme aus. In der Thür stand ein Offizier in weißem Mantel, — derselbe rotnasige, baumlange Gardist, den sie vorhin an dem Fenster des Schnellzuges gesehen. Der Mann, eine lebende Widerlegung des allgemein verbreiteten Aberglaubens, daß zur Leibgarde nur schöne Männer genommen werden, war mit seinem kupferroten Gesicht, dem emporgewirbelten rabenschwarzen Schnurrbart und den geistvollen, boshaft blizenden Augen der Typus des selbstbewußten, prahlerischen Eisensressers. „Ich küsse die Hände, meine kleine Mama!" — Von namenlosem Entsetzen erfaßt, fuhr die Baronin empor. „O Gott — da ist er!" stammelte sie. Der Gardist lächelte unterwürfig. „Ja, da bin ich, meine liebe Mama! Gerade wollte ich nach Herkulesbad fahren, um mich nach dem Befinden der lieben Mama zu erkundigen, als ich im Fenster das Gesicht der lieben Mama erblickte. Als gehorsamer Sohn sprang ich sofort von dem dahinrollenden Zug und sprang auf den Zug der lieben Mama —"

Der Gardist — Rittmeister Hetwiz-Santy — nannte die Baronin nicht ohne Grund seine Mama. Er war der Nefte und Adoptivsohn des Feldzeugmeisters, als solcher also auch der Adoptivsohn der schönen Frau und der hoffnungsvolle Erbe des vereinigten Hetwiz-Santyschen Fideikommissgutes.

Der Schrecken der Baronin währte nur einen Augenblick; dann wurde sie von flammendem Zorn erfaßt. „Wie wagten Sie da hereinzudringen?“ — „Sie behandeln ihren armen Sohn wirklich, als wenn Sie seine Stiefmutter wären!“ sprach der Rittmeister mit unerschütterlicher Frechheit sentimental Tones. „Dabei hätte ich mir Threnthalben fast das Genick gebrochen!“ — Die Baronin faltete die Hände und blickte vorwurfsvoll zur Wagendecke empor, während sie sagte: „Ach, der liebe Gott ist mir böse! (Denn wenn er mir nicht böse wäre, so hätte sich der Rittmeister den Kragen gebrochen!)“ — „Und nun gestatten Sie, daß ich es mir bequem mache, da ich mit Ihnen zu reisen gedenke —“ — „Mit mir?“ fragte die Dame drohenden Tones. — „Ja, mit Ihnen, meine liebe Mama,“ erwiderte der Rittmeister mit einem scharfen Seitenblick auf Géza Gyurkovics; „denn Sie bedürften meiner, wie ich sehe. Ich begleite Sie nach Budapest, nach Amerika, selbst nach dem Nordpol, wenn es sein muß.“ Damit legte er seinen Mantel ab und faltete ihn sorgfältig zusammen. Frau Hetwiz aber legte ihre Hand auf den Arm Gézas und sprach hinreißend flehenden Tones: „Ich bitte Sie recht sehr, mein lieber Gyurkovics, werfen Sie diese wilde Bestie hinaus!“ — Nun wendete sich Géza zu dem

Gardisten und sprach: „Mein Name ist Gjurkovic!“ — „Der meinige Hetwiz=Zanky!“ erwiderte jener mit einer leichten Verbeugung, wendete sich wieder zu seiner Stiefmutter und sagte: „Es ist nicht schön von Ihnen, meine liebe Mama, daß sie den Lieutenant derart in Verlegenheit bringen. Ihr Lieutenant kann mich nicht hinauswerfen, weil ich sein Vorgesetzter und für ihn daher nicht hinauswerfbar bin. Wenn Sie wieder eine Reise antreten, so rate ich Ihnen, einen Oberst oder zumindest einen Major mit sich zu nehmen. Ihr Lieutenant kann in Ihrem Interesse höchstens so viel thun, daß er sich meine Adresse notiert und mich gelegentlich aufsucht, um mir auf ritterlichem Wege den Kopf einzuschlagen oder sich den seinigen einschlagen zu lassen —“ — Die junge Frau schüttelte ungeduldig den Kopf. „Wollen Sie auf der Stelle meinen Wagen verlassen? Ja oder nein?“ — Statt zu antworten ließ sich der Gardist bequem auf einem der weichen Sitze nieder. — „Sie gehen also nicht?“ fragte die Baronin von neuem. Paff! Mit ihrer kleinen Faust schlug sie das ovale Papierblatt an der Coupé=Wand ein und zog die Notleine. Man vernahm ein gellendes Pfeifen, der Zug begann zu stoßen und zu rütteln, und erschöpft sank die schöne Frau auf ihren Sitz nieder, während der Zug auf offener Strecke stehen blieb. Man vernahm das Zuschlagen von Thüren und eilfertiges Hin- und Herrennen. Vor dem Fenster sammelten sich erschrockene Reisende an. — „Hier wurde das Notsignal gegeben?“ fragte der Zugführer, der von dem Schaffner begleitet herbeikam. — „Ja, hier,“ erwiderte der Gardist ruhig, indem er dem

Schaffner eine Zehnguldennote reichte. „Befindet sich nicht zufällig ein Arzt auf dem Zug?“ fügte er dann hinzu. — „Ein Arzt?“ — „Meine arme Verwandte hier hatte wieder einen Nervenanfall. Wenn man ihr ein wenig Brom verabreichen könnte, so würde sie sich sofort beruhigen, obschon Sie, wie ich sehe, sich bereits ein wenig beruhigt hat —“ — Die Baronin war in der That bewunderungswürdig ruhig. Sie saß regungslos auf ihrem Platz und blickte gleichgültig zu dem blauen Himmel empor, ohne auf die Neugierigen zu achten, die sich vor der Thür angesammelt hatten. Man suchte einen Arzt auf dem Zug; doch fand man keinen. Dagegen boten zwei Priester verschiedenen Glaubens ihre Dienste an, die indessen abgelehnt werden mußten, und da sich die „Kranke“ inzwischen schon völlig beruhigt zu haben schien, setzte der Zug seine Fahrt fort.

In der schönen Frau begann allmählich die Überzeugung zu erwachen, daß es nicht klug von ihr sei, wenn sie sich durch die Kaltblütigkeit des Rittmeisters in Zorn bringen ließe. Es wäre viel nützlicher und amüsanter, wenn sie den Rittmeister in Wut bringen könnte. Die Baronin war eine unerreichte Meisterin in der raschen Geltendmachung derartiger geistlicher Übergänge. Eine Weile maß sie ihren Gegner mit eifrigem Spott; dann lachte sie leise auf. — „Es freut mich zu sehen, daß Sie Ihre Heiterkeit wiedergefunden haben,“ bemerkte der Rittmeister. „Nun werde ich vielleicht auch erfahren können, wohin Sie zu reisen gedenken?“ — „Fragen Sie den Lieutenant, wohin er mich bringen will!“ — „Den Lieutenant?“ — Frau Hetwiz-Sanky hob das

Lorgnon an das Auge. „Gewiß,“ erwiderte sie mit einem unschuldigen Lächeln: „denn er hat mich ja entführt. Er ist nämlich mein Geliebter. Nicht wahr, Gjurkovicz, Sie haben mich lieb?“ — Der Gardist blickte den Lieutenant an, der mit einem wunderbar gütigen, nachsichtigen Lächeln, mit einer gewissen Überlegenheit zur Antwort gab: „Wie sollte ich Sie nicht lieb haben, Frau Baronin? Ich habe Sie sehr lieb, Frau Baronin!“ Er sagte dies in dem Tone einer zärtlichen Mutter, die von einem sentimental kleinen Töchterlein mit solchen Fragen gequält wird. Der Gardist lachte und sprach: „Sie haben diese Entführung gar nicht klug angestellt, meine liebe Mama; mit Pauken und Trompeten fängt man keine Vögel. Der Lieutenant ist nicht Ihr Geliebter. Wäre er das, so hätten Sie beide ruhig in Herkulesbad bleiben können, von wo sie zärtliche Briefe an Ihren Gatten geschrieben hätten. So lange eine Frau grob mit ihrem Gatten ist, betrügt sie ihn nicht. Der Lieutenant ist nur eine Schachfigur in Ihrer Hand, die Sie von sich werfen werden, sobald Sie ihrer nicht mehr benötigen —“ — „Ich liebe ihn!“ erklärte Frau Hetwicz-Sanky impertinenten Tones. — „Wenn Sie ihn lieben würden, so würden Sie ihn keiner Gefahr aussetzen und seine Karriere nicht zerstören, was Sie — wie Sie sehr gut wissen — am heutigen Tage gethan haben. Von den Manne, den Sie wirklich lieben, sprechen Sie niemals; ihn halten Sie von Ihren thörichten Kinderstreichen stets ferne; in Bezug auf den Mann, den Sie wirklich lieben, lassen sie niemals ein Wort verlauten, ihm gegenüber offenbart sich Ihre wahre

Zärtlichkeit —“ — Sonderbarerweise war das Antlitz der Frau Baronin bei diesen Worten purpurrot geworden. „Dummes Zeug,“ sprach sie halblaut; „ich liebe niemanden —“ — „Stefan Dénes ist der Name des betreffenden Herrn,“ fuhr der Rittmeister fort, dem es offenbar Vergnügen bereitete, seine Stiefmutter zu quälen; „und wenn er Baron Dénes oder wenigstens Stefan v. Dénes hieße, so wären Sie heute nicht meine liebe Mama, sondern Frau Dénes-Zanky. Ich weiß auch, daß sein Vater Amtmann auf Ihren Gütern war. Offenbar sagten Sie dem Manne, daß Sie seine Gattin nicht werden könnten; er aber wollte nicht bloß Ihr Verehrer sein und kümmert sich seither nicht mehr um Sie. Wenn ich gut unterrichtet bin, so ist er heute der erste Streber im Lande; er ist bereits Staatssekretär und auf dem besten Wege, Minister zu werden. Wenngleich er sich nicht mehr um meine schöne Mama kümmert, so kümmert sich meine Mama umsomehr um ihn. Niemals kommt sein Name über Ihre Lippen; doch begleiten Sie jeden seiner Schritte mit der größten Aufmerksamkeit, schneiden die sich auf ihn beziehenden Artikel aus den Zeitungen, ja haben sogar — wer hat das schon jemals gehört? — Nächte geopfert, um ein dreibändiges Werk zu lesen, welches Herr Dénes über die ungarische Industrie und deren Absatz im Orient geschrieben hat —“ — Zu seinem größten Staunen machte Géza Gyurkovics die Wahrnehmung, daß sich die Augen der schönen Frau mit Thränen füllten. Jetzt stand sie auf und sagte weichen, doch festen Tones zu den Gardisten: „Ich verstehe nicht,

was Sie da sprechen. Ich kenne weder den von Ihnen genannten Herrn, noch sein Buch über die ungarische Industrie. Von allen diesen Dingen weiß ich nichts; ich weiß nur soviel, daß ich meinen Gatten hasse, daß ich Sie verachte und daß es mir ganz egal ist, wenn dieser Ghurkovics oder wie er heißen mag, nach Galizien oder Bosnien versetzt wird. Lassen Sie mich also zu Frieden!" Mit raschen Schritten verließ sie das Coupé. Die beiden Offiziere eilten ihr erschrocken nach, da sie fürchteten, die Frau werde in ihrer Erbitterung vom Zug herspringen; die Baronin hatte sich indessen bloß in den Speisesaal begeben, wo sie ein halbes Huhn und ein Glas Madeira bestellte.

"Der Baronin ist es ganz egal, wenn ich nach Galizien oder Bosnien versetzt werde," sagte sich Ghurkovics, als er aus diesen Vorbereitungen erkannt hatte, daß die schöne Frau vorerst nicht ans Sterben denke; „mir ist es indessen nicht egal — nein, durchaus nicht. Ich muß mich aus der Geschichte ziehen, sonst kann ich mich thatsächlich erschießen — Und ich werde mich herausarbeiten!" fügte er nach einer Weile entschlossen hinzu. Als der Zug in Temesvár anlangte, eilte der Lieutenant ins Telegraphenamt. Er telegraphierte nach Karánsebes an seinen ehemaligen Kameraden, mit dem er dort am Bahnhof zufällig zusammengetroffen war. Das Telegramm lautete: „Bitte Dich inständigst, unverzüglich folgendes dringende Telegramm abzusenden: Seiner Excellenz Feldzeugmeister Hetwiz in Budapest. Nachdem die Frau Baronin in einem Nervenanstfall wiederholt von einer Flucht gesprochen, verließ sie heute

Morgen unerwartet Herkulesbad. Trotz verschiedener Nebenumstände sah ich es für meine Pflicht an, sie zu begleiten. Sie hat die Route nach Szegebin eingeschlagen und erbitte ich an dortigen Bahnhof telegraphische Weisung, auf welche Art ich Eurer Excellenz weiter dienlich sein soll. Lieutenant Géza Gyurkovics." — Die Reise wurde nunmehr still fortgesetzt, und die Baronin würdigte keinen der beiden Herren mehr eines Wortes. Im Telegraphenamt des Bahnhofes zu Szegebin erwartete Géza bereits das Telegramm des Feldzeugmeister: „Lieutenant Géza Gyurkovics, Szegebin, Bahnhof, Unterstadt. Bleiben Sie fortwährend an ihrer Seite und gehorchen Sie zum Schein jeder ihrer Launen. Locken Sie sie, wenn möglich, nach Budapest und benachrichtigen Sie mich von weiterem. — Hetwiz, Feldzeugmeister.“ — „Nun hab' ich mich herausgehauen!“ jubelte der Lieutenant im stillen. Dem von der schönen Frau heraufbeschworene Sturm hätte er ohnehin nicht Trotz bieten können, und so trachtete er bloß darnach, aus dem Schiffbruch zu retten, was noch zu retten war. Er handelte dabei nach dem Muster jenes berühmten Dachshundes, welches selten intelligente Tier seinem Gebieter täglich das Mittagessen nach Hause trug; doch als es eines Tages von einer Schar hungriger Hunde angegriffen wurde, die ihm die Speisen entreißen wollten, verschlang es dieselben schnell selbst, als es erkannt hatte, daß sein Pflichteifer ohnehin vergeblich sei. Von Szegebin aus sandte er noch das folgende Telegramm an Seine Excellenz ab: „Feldzeugmeister Hetwiz, Budapest. Werde bemüht sein, den Befehlen Eurer

Exzellenz zu entsprechen. In Lugos schloß sich uns Rittmeister Hetwiz an, der durch sein gewaltthätiges Auftreten mir meine Aufgabe bedeutend erschwert hat. Lieutenant Ghurkovicz." Als Géza auf den Perron hinaustrat, traf er die schöne Frau an, die mit dem Gardisten polemisierte. — „Es dürfte am besten sein, nach Herkulesbad zurückzukehren, meine liebe Mama," meinte der letztere; „wenigstens wird ein überflüssiger Skandal vermieden." — „Diesen Gefallen werde ich Euch nicht erweisen," gab die Baronin zur Antwort. Géza kannte die schöne Frau bereits zur Genüge und wußte, was er zu sagen habe. „Auch ich glaube, daß es am besten sein wird, wenn Sie, Frau Baronin, nach Herkulesbad zurückkehren, denn wenn Sie nach Budapest reisen, so könnten Sie eine Begegnung mit dem Herrn Gemahl nicht vermeiden und in diesem Falle —" — „Und in diesem Falle? —" — „— gewisse Auseinandersetzungen herbeiführen, welche vielleicht . . . welche vielleicht unangenehm wären —" — Dies gab bei der Baronin den Ausschlag. „Sie mögen reisen, wohin Sie wollen; ich reise nach Budapest." — Von Télegyháza aus schickte Géza abermals ein Telegramm ab. — „Feldzeugmeister Hetwiz, Budapest. Langen mit Nachmittagszug an; belieben uns am Bahnhof zu erwarten. Ghurkovicz."

Als der Zug am Budapester Bahnhof hielt, war Géza der Baronin ritterlich beim Aussteigen behilflich und überließ dem Gardisten die Obhut über deren Gepäck. Die schöne Frau machte einige Schritte, dann blieb sie erschauernd stehen: vor ihr stand ein hoch-

gewachsener, finster blickender Offizier in Generalsuniform, — Seine Excellenz, der Feldzeugmeister Hetwih. Er hielt einen aus den Lieblingsblumen seiner Gattin gebundenen Strauß in der Hand; der Strauß war fast so groß wie ein Wagenrad. Er salutierte der schönen Frau mit malitiöser Höflichkeit und sagte: „Willkommen, mein liebes Kind!“ — „Ah!“ sprach die Baronin, weiter nichts; aber auch das sagte sie mit einem Gesicht, als hätte sie Eßig geschluckt. Der stechende Blick des Feldmarschalllieutenants spähte nach dem Lieutenant aus, der, die Hacken zusammenschlagend, in strammer Haltung meldete: „Lieutenant Géza Gyurkovics.“ Der hohe Herr reichte dem Lieutenant die Hand. „Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant! Ich werde Ihnen den mir geleisteten Dienst nicht vergessen!“ — Die Baronin, in Verwirrung gebracht durch das honigsüße Lächeln ihres Gatten, erachtete es für geboten, zu fragen, wobei gleichfalls ein honigsüßes Lächeln um ihre Lippen spielte: „Dies ist nämlich der Lieutenant, mit dem ich entflohen bin —“ — Seine Excellenz nickte zustimmend mit dem Kopf: „Ich weiß es, liebes Kind, ich weiß es. Auch ermächtige ich Dich, in Zukunft mit dem Herrn Lieutenant Gyurkovics zu entfliehen, so oft Du nur willst —“ — Jetzt ließ sich auch der Gardist vernehmen: „Ein wahres Glück, daß ich mit den beiden in Lugos zusammentraf —“ — Seine Excellenz maß den Neffen und Adoptivsohn mit einem eisigen Blick und sagte: „Es wäre mir lieb, wenn Du Dich in Zukunft nur in meine Angelegenheiten mengen wolltest, wenn ich Dich damit beauftrage. Heute war der Herr Lieutenant Gyurkovics damit beauftragt und

Du hast ihm seine Aufgabe ungemein erschwert —“ — „Ghurkovies war beauftragt worden?“ staunte die Baronin. Sie führte das Vorgnon zum Auge und betrachtete Géza voll Aufmerksamkeit, als sähe sie ihn jetzt zum erstenmal im Leben. „Wenn ich das gewußt hätte!“ fügte sie dann hinzu. (Wenn sie es gewußt hätte, so würde sie es vielleicht der Mühe wert errachtet haben, Ghurkovies ernstlich den Kopf zu verdrehen.) Gleich allen großen Feldherrn liebte es Seine Excellenz, den Geheimnisvollen zu spielen und seine Umgebung mit allerlei unerwarteten Wendungen zu überraschen, die für seinen durchdringenden Scharfsinn zeugen sollten. Die Leute sollten von ihm sagen, daß er alles wisse und an alles denke! Er sprach also nicht mehr über die Geschehnisse, sondern ergötzte sich bloß an seinem Triumph. „Du kannst wieder sehen, mein Kind,“ sagte er zu seiner Gattin; „daß ich der stärkere bin!“ — Nun befolgte die Baronin das Vorgehen des eleganten Spielers. Sie hatte verloren, und, da sie ihrem Partner mit ihrem Glück nicht imponieren konnte, so versuchte sie es mit der Eleganz, mit welcher sie ihre Niederlage ertrug. Sie begann mit einemmale auf verdächtige Weise lebenswürdig zu werden und nahm lächelnd den Arm ihres Gatten an. „Gehen wir, mein Freund,“ sprach sie. „Ich kann es kaum mehr erwarten, in unserem behaglichen Heim zu sein.“ — Der Gardist reichte Géza die Hand. — „Ich weiß nicht, wie Du es gemacht, sehe aber, daß Du es gut gemacht hast.“ — Die elegante Equipage des Feldmarschalllieutenants rollte davon und Géza Ghurkovies stand stramm salutierend vor dem Bahnhofsthore. — —

XII.

Es bleibt mir kaum mehr etwas zu berichten übrig. Géza Gyurkovics schlenderte ein paar Tage lang durch die elegantesten Straßen Budapests und, da sein Urlaub noch nicht abgelaufen war, so reiste er nach Hause nach Vács-Tamás. Bei der Station erwartete ihn Bandi mit dem Familien-Gig, und während sie über die staubige Landstraße dahinfuhren, wurden wichtige Fragen zwischen ihnen verhandelt, die sich zum größten Teil auf Judith Brenóczy bezogen. Ich will das Gespräch hier nicht wiedergeben; es wird wohl genügen, einen Ausruf des jungen Lieutenants zu verzeichnen. „Gott sei Dank!“ sprach dieser: „denn wenn ich sie hätte heiraten müssen, so hätte ich mich erschossen!“

Den Bewohnern von Tamás mochte es mit Recht auffallen, in welch gutem Einvernehmen die Zwillingssbrüder mit einander lebten. Sie waren die besten Kameraden, die man sich nur vorstellen kann, lobten einander über den grünen Klee und niemals entstand nur die geringste Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen. — Ein oder zweimal richtete Frau Gyurkovics eine sich auf die Baronin Sanky, die vielfache Millionärin, beziehende Frage an Géza; doch der Lieutenant lächelte diskret. Noblesse oblige! „Darüber darf noch nicht gesprochen werden, liebe Mutter! Es ist ein Unglück, daß die Baronin, die sehr mißtrauisch veranlagt ist, etwas von Judith Brenóczy gehört hat —“ — Na, wenn es weiter nichts war! Völl Ungebuld begann die liebende Mutter auf die Vermählung Bandis zu dringen.

Sie fuhr selbst nach Keve hinüber, wo die Familie Brenóczy in glücklicher Zurückgezogenheit den Sommer verbrachte, und setzte es mit ihrer liebenswürdig imponierenden Art auch glücklich durch, daß die schöne Polbi auf die Kombination Pardubitz Verzicht leistete.

Thatsächlich fand im Herbst die Vermählung Bandis mit Judith in Vács=Keve statt. Die heilige Handlung wurde von Seiner Hochwürden dem Hochgeboren Nektarius Gyurkovics, Titularpropst von Kolumbács (in partibus infidelium), päpstlichem Kämmerer und römischen Grafen, vollzogen. Die Kämmererwürde hatte er für sein „Meine Romreise“ betiteltes Buch erhalten, die römische Grafenschaft für sein „Meine zweite Romreise“ betiteltes Werk. Der Brautführer Judiths war Géza Gyurkovics. Unter den Gästen befanden sich auch die beiden Grafen Dumba, denen die volle drei Tage währenden Hochzeitsfeierlichkeiten Gelegenheit gaben, ein bisher noch von niemanden an ihnen gekanntes Talent glanzvoll zu bethätigen und sich damit die Hochachtung des ganzen Vács=Komitats zu erwerben. Kein Mensch vermochte nämlich die beiden schweigsamen Grafen unter den Tisch zu trinken! Vergeltens maßen sich die berühmtesten Trinker des Vács=Komitats mit ihnen, — weder der Champagner noch der Rum konnte ihnen etwas anhaben. Über die Trinkfähigkeit des Obersten Brenóczy vermochten sich die neugierigen Herren kein Urtheil zu bilden, denn dieser trank kaum etwas, sondern machte mit dem Eifer eines jungen Lieutenants der eigenen Gattin den Hof, die seit der Verlobung ihrer Tochter sich in bewunderungswürdigerweise zu verjüngen begann. Vierundzwanzig Stunden

hindurch fand Brenóczy einen starken Konkurrenten an Rittmeister Aron, für den die schöne Poldi eine besondere Vorliebe hegte, da er ein vorzüglicher Walzertänzer war; Aron aber wurde des Tanzens alsbald müde, und nun hob ihn der Oberst schon spielend aus dem Sattel. In seinem Kummer darob ließ sich der Rittmeister an dem Tische der Trinker nieder, wo er aber auch sehr bald die Waffen streckte, das heißt, das Trinken aufgeben mußte, da ihm die feurigen Weine zu sehr zu Kopf stiegen. Die schöne Poldi war auffallend sentimental geworden, sie sprach sehr viel von den Sternen und flüsterte fortwährend mit dem Oberst, so daß es schließlich der ganzen Gesellschaft auffallen mußte. — „Der Oberst ist ein schauderhafter Mensch,“ bemerkte Franz Horvath, der mitunter maßlos indiscret sein konnte: „ich glaube gar, er will jetzt im geheimen mit seiner eigenen Frau ein Verhältnis anknüpfen —“

Erst lange Zeit nach der Vermählung begann die ältere Frau Gyurkovics — es gab jetzt bereits eine jüngere auch — zu vermuten, daß Géza die steinreiche Millionärin nicht heiraten werde. Andreas hatte nämlich vom Erzbischof von Kalocsa eine größere Pachtung erhalten und lieferte permanent für mehrere Kavallerieregimenter die erforderlichen Futterquantitäten, was für den Lieferanten nur in Ausnahmefällen mit Verlusten verbunden ist. Diese Lieferungen hatte Feldzeugmeister Hetwicz dem jungen Gyurkovics zukommen lassen, und zwar durch die Vermittlung Gézas, wie es sich nachher herausstellte. Es erregte den Argwohn der liebenden Mutter, daß der hohe Herr den Lieutenant

mit seiner Protektion auszeichne, und sie sagte sich wiederholt: „Der Halunke scheint mich hintergangen zu haben!“ — Die verdächtigen Symptome mehrten sich erschreckend. Bei den nächsten Rennen ritt Géza die Pferde des Hetwiz=Stalles, und als sein Regiment aus Budapest versetzt wurde, teilte man ihn zu dem in die Hauptstadt dirigierten neuen Regiment ein. Seiner Mutter gestand Géza aber erst, daß er nicht im Traume daran denke, die Baronin Hetwiz=Santh zu heiraten, als er sich zu einer intimen Familienfeier neuerdings in Bács=Tamás einfand. Die in Rede stehende intime Familienfeier wurde anlässlich der Taufe der erstgeborenen Zwillingssöhne Judiths — Andreas Gyurkovics der Jüngere und Géza Gyurkovics der Jüngere — veranstaltet.

XIII.

Seit der Regierung König Bélas IV., als die schlitzäugigen Tataren das Land verwüsteten, hatte der Ungar kein solches Elend zu verzeichnen als jenes, welches Ende der achtziger Jahre im Lande wütete. Gottlob war das Elend jetzt bloß von lokaler Bedeutung, indem es seine schwarzen Fledermausflügel nur über zwei Monatszimmer in der Sándorgasse zu Budapest ausbreitete. Die zwei Zimmer hatte die schweigsame Frau Anna, deren Nationalität ich niemals zu ergründen vermochte, an drei junge Herren vermietet: an den unbefoldeten Ministerialhilfskonzipisten Milan Gyurkovics, den absolvierten Rechtshörer Georg Gyurkovics und an

den kleinen Alexander Gjurkovicš. Der letztere war noch ein rosenwangiger Jüngling, der erst im Juli bei der Maturitätsprüfung durchgefallen war und sich jetzt — wenigstens im Sinne der in der Familie verbreiteten offiziellen Version — unter der Aufsicht seiner gelehrten zwei älteren Brüder für die Nachprüfung vorbereitete. Der Forschergeist des Chronisten konstatierte, daß die vorhin erwähnte Not unbedachterweise durch Milan herbeigeführt worden war. Der Doyen der Gjurkovicš-Kolonie in der Sándorgasse hatte nämlich in sündhaftem Leichtsinne zu Beginn des Monats dem Schneider zweihundertfünfzig Gulden gegeben. Zweihundertfünfzig Gulden! Soviel waren sie alle drei dem Schneider schuldig; der Schneider aber — der eher aus Gewohnheit als aus Überzeugung wehlagte — hätte sich nach der alten Tradition der ehrsamten Schneiderzunft gewiß auch mit einer Ratenzahlung von dreißig Gulden zufrieden gegeben. Und Milan hatte ihm in einem Anfall unerklärlicher Hochherzigkeit dennoch fünf Stück Fünzigguldennoten hingeworfen! Als ihm die Besinnung wiederkehrte, bereute er seine unverzeihliche Thorheit und gerne hätte er das Geld zurückgenommen, doch war es schon zu spät. Der Ritter von der Nadel, den das unerwartete Glück ganz berauscht machte, war schon über alle Berge und erregte durch sein lautes Selbstgespräch die Aufmerksamkeit der Passanten auf der Straße. Am Abend desselben Tages ging der Schneider mit seiner Gattin ins Theater, von dort ins Restaurant, wo sie ein feines Nachteffen einnahmen. Und das alles für das Geld der Brüder Gjurkovicš!

Als Georg von der Sache Kenntnis erhielt, stockte ihm vor Schrecken der Atem; er vermochte nicht zu sprechen. Erst als er sich einigermaßen erholt hatte, sagte er im Brustton tiefer Überzeugung zu Milan: „Das sollst Du am Kreuze bereuen!“ — Die schweigsame Frau Anna konnte nun während einiger Tage die Beobachtung machen, daß ihre Mietsherren sehr viel zu Hause seien und zumeist schliefen.

In der nächsten Woche entschloß sich der jüngste zu einem verzweifelten Schritt, welchen nur seine jugendliche Unerfahrenheit zu entschuldigen vermag. Er schrieb nach Bács-Tamás und erbat sich postwendend Geld von seiner Mutter. Die Antwort der Frau Gyurkovics langte allerdings postwendend an und lautete: „Geld verlangst Du? Wie fiel es Dir ein, gerade von mir Geld zu verlangen? Du befindest Dich in einem argen Irrtum, mein liebster Kander, wenn Du meinst, es sei meine Pflicht, dem ersten besten Tagedieb in der Hauptstadt die Taschen mit Geld zu stopfen!“ Dieser Brief schmerzte den gefühlvollen Alexander ungemein. „Bin ich denn der erst beste Tagedieb?“ grübelte er.

Als es dunkel geworden, nahm ihnen Milan alles kleine Geld ab und begab sich in das Kasino. „Dort wird sich doch etwas finden!“ — „Wenn ich nur eine Cigarette hätte!“ seufzte Alexanderchen. Tabak hatten sie noch, aber ihr Vorrat an Cigarettenpapier war zu Ende. Da verfiel Georg auf einen rettenden Gedanken. Er ging zu Frau Anna hinüber und entlich von ihr das große Gebetbuch, aus welchem sie zu beten pflegte. — „Ein bißchen Beten schadet niemals,“ bemerkte die

gute Frau, als sie ihm das Buch übergab. Nun schnitt Georg mit der Scheere das Seidenpapier heraus, welches sich neben den Heiligenbildern des Gebetbuches befand, und verwendete es als Cigarettenpapier. Es schmeckte etwas bitter, qualmte aber ganz prächtig. Georg mußte sich immer zu helfen, denn er war erfinderisch wie Robinson Crusö.

Der Morgen dämmerte bereits, als Milan nach Hause kam. Eine dicke Havanna-Cigarre qualmte zwischen seinen Zähnen. Das heitere Trällern des Dohens weckte Georg. „Wo warst Du, Milan?“ — „Während Ihr hier gemächlich im Bette lieget, befand ich mich auf der Jagd nach Geld.“ — „Warst Du im Kasino?“ — „Ja, die ganze Nacht sah ich Franz Horfah zu beim Spielen.“ — „Und hat er gewonnen?“ — „Achthundert Gulden —“ — Die große Zahl weckte auch den jüngsten aus dem Schlaf. „Wieviel hast Du von ihm verlangt?“ — „Ich werde ihn doch um kein Darlehen angehen, wenn ich ihm während der ganzen Nacht beim Spiel zugeesehen! Er hätte glauben können, ich sei darum solange wach geblieben. Und wieviel hätte er wohl gegeben, wenn ich mich an ihn gewandt hätte? Fünfzig Gulden vielleicht, und das ist zu wenig —“ — „Freilich ist es zu wenig —“ — „Gegen Morgen hörten sie zu spielen auf, Franz hatte Champagner getrunken und war in sehr guter Laune. „Ihr Herren,“ fragte er, „wer hält diese lumpigen achthundert Gulden?“ — Georg und Alexander hatten sich in ihren Betten emporgerichtet und blickten mit blitzenden Augen auf Milan, gleichwie die jungen Wölfe die vom nächtlichen Raubzuge heim-

lehrende alte Wölfin anstarren. — „Und?“ drängte Georg. Milan lächelte schlaue. „Was hättest Du an meiner Stelle gethan?“ — „Du lieber Gott! Wie kannst Du das fragen? Gehalten hätte ich Sie!“ — „Ich auch!“ rief Alexander verwegen aus. — „Ganz richtig, das that auch ich,“ sprach Milan. — „Und?“ fragte Georg immer ungeduldiger. — „Und verlor!“ erwiderte Milan mit klassischer Einfachheit. Die zwei anderen sanken vernichtet in ihr Kissen zurück. — „Was soll jetzt geschehen?“ fragte Alexander naiv. — „Setz? Setz lege ich mich schlafen,“ sprach Milan mit unererschütterlichem Phlegma, und er that nach seinen Worten.

„Ach Gott!“ rief Alexander am nächsten Morgen aus. „Heute findet das Abschiedskränzchen am Schwabenberg statt und ich bin mit Ella Lányi engagiert!“ — Ella Lányi war eigentlich die Flamme Milans; aber auch die anderen zwei beteten sie an, insbesondere Alexanderchen voll eifersüchtiger Schwärmerei. — Milan war den ganzen Tag über von geheimnisvollen Gängen in Anspruch genommen und auch die beiden jüngeren Brüder strichen durch die Straßen, mit scharfem Auge nach einem geldbeladenen Landsmann ausspähend. Man behauptet, daß Entbehrungen nicht bloß den Charakter des Menschen stählen, sondern auch seinen Geist erfinderisch machen. Nur so ist es zu verstehen, daß, während die zwei jüngeren Brüder in zwei von einander weit entfernten Kaffeehäusern saßen, in beiden derselbe rettende Gedanke aufstieg. In der Ausführung desselben war aber Georg als der energischere dem jüngsten zuvorgekommen. — „Frau Anna,“ sprach Alexander,

der von einem Dienstmann begleitet in die Wohnung trat; „ich möchte die Wäsche in die Putzerei schicken —“ — „Das ist unnötig,“ erwiderte die gute Frau, die alles für bare Münze nahm; „Ihr Herr Bruder hat sie soeben fortgeschickt —“ — „Welcher Bruder?“ fragte Alexander erbleichend. — „Der Herr Georg.“ — Dies beruhigte den Jüngling einigermaßen. Er kannte Georg; wenn dieser Geld hatte, so ließ er auch ihm welches zukommen. Und Georg bewies, daß er des in ihn gesetzten Vertrauens würdig sei, denn er fand sich noch im Laufe des Nachmittags ein, um Alexander abzuholen. Er brachte ihm ein Paar weiße Handschuhe mit und begab sich mit ihm auf das Schwabenberger Kränzchen, wo sie sich so trefflich amüsierten, daß sie erst um halb acht Uhr morgens nach Hause kamen. Sie sanken zu Tode erschöpft auf ihre Betten, wo sie sofort einschliefen.

Der dritte Bruder, Milan, den sie schlafend in seinem Bette antrafen, erwachte gegen acht Uhr. Er kleidete sich rasch an und sagte zu seiner Quartiersfrau: „Bitte, Frau Anna, holen Sie einen Dienstmann; ich möchte unsere Wäsche in die Reinigungsanstalt schicken.“ — Die gute Frau war im höchsten Grade erstaunt. Er auch? „Die jungen Herren haben sie ja schon gestern fortgeschickt!“ — „Ach ja!“ sprach der Doyen, als erinnerte er sich jetzt erst daran, und würgte seinen grimmigen Zorn hinab. In der That war der Wäsche- und Kleiderschrank ganz leer. Nur eine verwaiste Weste, eine arme weiße Biquéweste, war dem Adlerblick Georgs entgangen. Milan wog die Weste in der Hand und schleuderte sie dann verächtlich zurück. Was soll eine

Maus einem hungrigen Löwen? Lautlosen Schrittes ging er in das anstoßende Zimmer hinüber, wo die zwei jüngeren Brüder von den Anstrengungen einer durchtanzten Ballnacht ausruhten. Mit einem sanften, nachsichtigen Lächeln begann er ihre Kleider zu durchsuchen. Pro Rock fünf, pro Weste drei und pro Beinkleid zwei Taschen gerechnet, durchstöberte Milan mit neugieriger Hand insgesamt zwanzig Taschen. Er fand gar manches in denselben, nur das nicht, was er suchte. Er fand zwei Champagnerpfropfen mit eingebranntem Firma-temple, ein blaues Band und eine verweltete Rose. Auch einiges Kleingeld fand er, aber keine einzige Banknote. Besäße er nur zehn oder zwanzig Gulden; wie leicht könnte er damit bis Abend deren hundert beschaffen! Denn ein vornehmer Mann ist mit leeren Taschen kein Mensch. Wie soll er denn in der Stadt Geld aufreiben, wie seine reichen Landsleute aufsuchen, wenn er keinen Wagen benutzen, nicht ins Restaurant gehen kann?

„Nichts zu verkaufen?“ ertönte im Hof eine meckernde Tenorstimme. — „Pst! Kommen Sie herauf!“ Ein Gedanke war ihm durch den Kopf geschossen. — Die beiden Jungen, Georg und Alexander, schlafen unbedingt bis Abend — und ihre Kleider liegen bis Abend als totes Kapital auf den Stühlen herum, während, wenn er dieses in Verkehr bringen könnte, es bis Abend auch schon reiche Zinsen tragen würde. — Er wird also die Kleider seiner Brüder verkaufen. Hat er einmal zehn oder zwanzig Gulden in der Tasche, so kann er sich frei bewegen und soviel Geld beschaffen, als sie nur benötigen. Bis zum Abend kommt er zurück. Bis

Abend? Schon bis Mittag. Und dann löst er die in die Reinigungsanstalt geschickte Habe aus, giebt jedem Bruder fünfzig Gulden und damit wird alles in schönster Ordnung fein. Das ist er, der Doyen, seinen Brüdern schuldig! — Durch das Fenster des Nebenzimmers war der Handel bald mit dem Hausierer abgeschlossen, und dann verließ Milan — mit zwanzig Gulden in der Tasche — das Haus, die beiden Brüder lagen in süßem Schlummer und ahnten nicht, daß sich ihr Verhängnis bereits vollzogen habe. — —

XIV.

Milan Gyurkovics war einen Kopf größer als jeder seiner Brüder und der dichte, schwarze Schnurrbart ließ ihn zehn Jahre älter erscheinen, als er war; in Wirklichkeit zählte er kaum fünfundzwanzig Jahre. Der Jagdrock kleidete ihn nicht so stattlich wie die übrigen Brüder, aber der langschößige Franz-Josephs-Rock, dieses distinguirte Kleidungsstück der Staatsmänner und Diplomaten, kleidete ihn besser als wen immer. Außerdem besaß er noch ein Talent, welches meine vorurteilslosen Leser vielleicht geringschätzen werden, welches sich aber im Kampf ums Dasein stets als wirksame Waffe erwiesen hat, — er verstand das Monocle mit Geschmack und ohne Aufbringlichkeit zu tragen. In einem Punkte war er seinem Bruder Andreas ähnlich; auch sein Gesicht, auch sein Auge besaß einen vertrauenerweckenden und ein wenig melancholischen Ausdruck, welcher sehr geeignet war, die Gläubiger zu entwaffnen. Sein sanftes Äußere trug ihm schon als Kind so manchen Vorteil

ein. Nektarius Gyurkovics, der fromme Titularpropst von Kolumbács, nannte ihn stets den „kleinen Cherub“ und verwendete ihn mit Vorliebe zum Ministrantendienst, wenn er die Messe las. Für diesen Dienst erhielt ein Honorar von zehn Kreuzern und für diesen Betrag durfte sich der kleine Cherub Tabak und Schießpulver kaufen. Den Tabak verbrauchte er und aus dem Schießpulver fertigte er Frösche an, welche er tückischerweise unter dem Bette der Titularwirtschafterin von Kolumbács zum Explodieren brachte. Thatsache ist, daß die Mütter aus dem Bácszer Komitat ihre Töchter später, bei kürzeren Ausflügen, unbesorgt Milan anvertrauten, der „kein solcher junger Mann ist wie die anderen“, und daß die Herren bei schwierigen Sport- und Ehrenfragen der Meinung Milans bereitwilligst Gehör schenkten.

Seine zwei Brüder in Gesellschaft der weißen Piqueweste zurücklassend, verließ unser Held also das Haus und begab sich mit zwanzig Gulden in der Tasche ins Abgeordnetenhaus, um den monoclege schmückten Elefantovics aufzusuchen, der den Wahlbezirk von Bács-Tamásh repräsentierte. Vor dem Abgeordnetenhaus drängte sich eine lärmende Menge und die Dienstmänner boten ein soeben erschienenes Extrablatt feil, wobei sie unablässig riefen: „Der Sturz des Ministers Dénes.“ Diese Nachricht — der Sturz Seiner Excellenz des Ministers Dénes — berührte Milan sehr angenehm. Zwar bestand keinerlei Verschiedenheit der Grundsätze zwischen dem Minister und seinem unbesoldeten Hilfskonzipisten; doch war Milan schon seit fünf Tagen dem Ministerium nicht einmal nahe gekommen und er hoffte nun, in der

mit der Ministerkrisis verbundenen Verwirrung die Disziplinarfolgen seiner Nachlässigkeit leichter vermeiden zu können. Als er dann seinen Sitz auf der Galerie einnahm, erkannte er zu seiner unangenehmen Überraschung, daß die Nachricht des Extrablattes zumindest verfrüht sei, denn Stefan Dénes saß noch immer in seinem roten Sammtfauteuil und lauschte mit seinem gewohnten kalten Lächeln, welches die Opposition in maßlose Wut zu bringen vermochte, dem leidenschaftlichen Angriff eines linksseitigen Gegners. — „Danken Sie ab!“ brauste es von der Linken her, als der Redner geendet hatte. — „Danken Sie ab!“ brüllte eine wütende Stimme auf der Galerie. Die Stimme war die Milans; aber schon in der nächsten Sekunde verstummte er. Eine Dame, die auf der Galerie vor ihm saß, wendete sich plötzlich um und warf ihm mit vor Erregung bebender Stimme das Wort zu: „Unverschämter!“ Ihr Gesicht war kreidebleich vor Aufregung und in ihren Augen schimmerten Thränen, was aber nicht verhinderte, daß sie sehr hübsch war. Sie trug ein sehr einfaches, trotzdem aber sehr elegantes Kleid, und ihr ganzes Wesen verriet auf den ersten Blick die Aristokratin. Über dem Kleid trug sie eine Jacke aus gewürfeltem Tuch und ein Tirolerhütchen auf dem Kopf; in der Hand hielt sie ein Vorgnon und einen blühenden Fliederzweig. — „Dies ist ja die Dame mit dem Flieder!“ sagte sich Milan im stillen. Die Dame mit dem Flieder! Er kannte sie beinahe seit einem Jahre und wußte nicht einmal, wer sie sei und wie sie heiße. Ein höflicher Zufall führte ihn von Zeit zu Zeit mit ihr zusammen, auf der Straße, im Theater

oder beim Wettrennen, und dann nahmen sie sich immer gegenseitig zur Kenntnis, mit einem leichten Lächeln oder einem freundlichen Blick. Das Prädikat „mit dem Flieder“ hatte Milan ihr verliehen, weil er die Wahrnehmung gemacht, daß die Dame eine große Vorliebe für dessen Blüten habe. Heute nahm die Dame indessen keinerlei Kenntnis von Milan, sondern beobachtete mit zunehmender Aufregung das tobende Haus. Im Laufe der Beratung ließ sie auch ein Wort vernehmen, welches ihrem konstitutionellen Empfinden durchaus nicht zur Ehre gereichte. Sie sagte nämlich ziemlich lauten Tones: „Gesinde!“ Sie verweilte nur mehr einige Minuten noch auf der Galerie, wobei sie unruhig auf ihrem Plaze hin- und herrückte und mit ihrer Nervosität kämpfte. Als sich dann der Lärm unten zum Orkan steigerte, erhob sie sich hastig, zwang fünf oder sechs Personen, sich auch zu erheben, und verließ die Galerie.

Da Milan Herrn Elefantovics nicht im Hause antraf, so schlug er den Weg zur „Königin von England“, diesem vornehmsten Gasthof der Hauptstadt ein, wo der Abgeordnete, wenn ihn sein landesväterliches Pflichtbewußtsein von seinem Landsitz nach Budapest führte, vom Morgen bis Mittag zu schlafen pflegte. Unterwegs trat er bei einem Parfümeriehändler ein, wo er für zwei Gulden ein Fläschchen Chypre kaufte, dessen er wirklich schon dringend benötigte. Im Gasthof wurde ihm die niederschmetternde Nachricht zu teil, daß sein Landsmann schon mit dem Morgenzuge die Hauptstadt verlassen habe. Er begab sich daher in die nächstgelegene Konditorei, um eine Tasse Thee zu trinken

und Fräulein Jenny ein paar Dummheiten zu sagen, dabei wird ihm vielleicht etwas einfallen. In der Konditorei sagte man ihm, daß Fräulein Jenny sich wegen Unpäßlichkeit für einige Tage vom Geschäft zurückgezogen habe, und darum mußte er die in Rede stehenden Dummheiten bei Fräulein Lina anbringen.

Während Milan noch in seiner Theetasse rührte, blieb eine Equipage auf der Straße stehen, und elastischen Schrittes, ohne eine Spur der überstandenen Aufregungen, trat die Dame mit dem Flieder ein. Sie begrüßte Milan mit einem lächelnden Blick und begann dann, mit anmutiger Unbefangenheit in dem Laden auf- und abzuschreiten, berührte mit dem Vorgnon alle Glasglocken und diktierte dem Ladenfräulein eine ganze Liste der verschiedensten Leckerbissen in die Feder. Als sie damit fertig geworden, sagte sie: „Schicken Sie mir das alles nach Kecska! Guten Tag!“ Sie warf aus den braunen Augen wieder einen vertraulichen Blick auf Milan und verließ mit einem leichten Neigen des Kopfes die Konditorei. Milan griff nach seinem Hut. „Wer ist diese Dame?“ fragte er Fräulein Lina. — „Ihre Excellenz die Baronin Hetwiz-Santy, die Gattin des Feldmarschalllieutenants Hetwiz —“ — „Baronin Hetwiz-Santy? Das ist ja die schöne Millionärin, die sich vor ein paar Jahren sterblich in Géza Gyurkovics verliebte und die (der einfältige) Géza nicht heiraten wollte —“

Milan eilte der schönen Frau nach, traf aber in der That mit Ella Ványi zusammen, die in Begleitung ihrer Mutter eintrat. Ella Ványi war weder ein auffallend schönes noch sehr geistreiches, dafür aber — und

das war nach der Aussage der Brüder Gyurkovics weit mehr wert als alles andere — ein sehr niedliches junges Mädchen gewandt, liebenswürdig und heiter wie eine Lerche. Der Vater, mit dem wir aber nichts zu thun haben werden, war Kurialrichter. — „Sie waren also nicht auf unserem Kränzchen!“ sprach Ella vorwurfsvollen Tones. „Und wir reisen doch schon in einer Stunde auf unser Gut und tanzen bis zum Herbst nicht mehr —“ — „Sie wissen ja, daß sich ein Kabinettswechsel vorbereitet,“ erwiderte der unbefoldete Hilfskonzipist ernst. — „Und da darf man nicht tanzen?“ staunte das Mädchen. — „Sei doch nicht so kindisch, Ella!“ mengte sich da die Mama in das Gespräch. „Zu solchen Zeiten haben die Herren vom Ministerium andere Sorgen als das Tanzen!“ — Milan nickte nachdenklich mit dem Kopf. „Ja, ja,“ sagte er: „die Opposition macht uns viel zu schaffen.“ — „Gehen wir, Ella!“ sprach Frau Lányi. — Als sie auf der Straße in den Wagen stiegen, flüsterte die Kleine dem jungen Mann kokett zu: „Wer mich liebt, der folgt uns!“ — „Gestatten die Damen, daß ich Sie zum Bahnhof begleite?“ fragte Milan laut. — „Es wird uns sehr freuen, Herr Gyurkovics —“

Am Bahnhof angelangt, übergab Frau Lányi dem jungen Mann ihre Börse, und er löste die Fahrkarten und gab das Gepäck auf. — „Sehen Sie,“ sprach Ella, die ganz gegen ihre Gewohnheit heute in sehr unternehmender Stimmung zu sein schien; „wenn Sie kein solcher Philister wären, so kämen Sie mit uns nach Kecskä. Dort könnten Sie den zweiten Schnellzug be-

nutzen und bis Mittag wieder in Pest sein.“ — „Ja, wenn es nur keine Ministerkrisis gäbe!“ — Die Damen machten es sich in ihrem Coupé bequem, und Milan, der sich an die Messingstange vor dem Fenster klammerte, machte Ella aus Rücksicht auf die Kürze der Zeit im Telegrammstil den Hof. — Auf das Fenster des Nachbarcoupés war ein Papierblatt mit der Aufschrift geklebt: „Separat=Coupé“. Milan blickte durch das Fenster hinein und gewahrte eine in die Lektüre einer Zeitung vertiefte Dame, in welcher er sofort die Dame mit dem Flieder, Baronin Hetwig, erkannte. — Drittes Läuten. — „Wer mich liebt, der folgt mir!“ sprach Ella Lányi lächelnd. — In diesem Moment legte die Dame mit dem Flieder die Zeitung aus der Hand und wendete ihr Gesicht dem jungen Manne zu. Offenbar erkannte sie ihn, denn ein feines Lächeln umspielte ihre Lippen.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, begann der auf dem Perron stehende Schutzmann zu lärmen und die Bahnbediensteten drohten wütend mit den Fäusten, denn ein Herr, der sich Milan Gyurkovics nannte, war auf den Zug gesprungen. — „Wohin reisen Sie?“ fragte der Schaffner. — „Nach Kécska —“ Der Fahrchein kostete zwei Gulden fünfzig Kreuzer: doch Milan gab dem Schaffner drei Gulden. Der Fiaker, welchen er nach kurzer Polemik mit Frau Lányi ebenfalls bezahlt hatte, war unter zwei Gulden nicht zu befriedigen gewesen, gleichfalls zwei Gulden hatte das Fläschchen Chypre gekostet, einen Gulden hatte er für sein Frühstück und wieder einen dem Dienstmann gezahlt, der das Gepäck der Damen besorgte. Es waren ihm daher noch

elf Gulden geblieben. Ein plötzlicher Schrecken durchzuckte Milans Herz. Er erinnerte sich an seine unschuldigen zwei Brüder, Georg und Alexander, die in Gesellschaft der weißen Piquéweste in ihrer Wohnung in der Sándorgasse den Schlaf der Gerechten schliefen und so gar keine Ahnung hatten, daß Milan Gyurkovics in diesem Moment mit einem Fläschchen Chypre in der Tasche gen Kécska fährt. Er mußte aber die Audienz, die er, in dem schmalen Wagendurchgang stehend, seinem Gewissen erteilte, alsbald abbrechen, denn Ella Lányi, die durch dieses Abenteuer in einen förmlichen Glückstaumel versetzt worden, hatte ihm tausend Dinge zu sagen. Bis nach Kécska, das heißt, volle anderthalb Stunden hindurch, sprach sie unablässig. Und wer sie so sprechen hörte, mußte zu dem Glauben gelangen, daß das geheimnißvolle Endziel des irdischen Lebens und aller menschlichen Bestrebungen der Tanz bilde, während die herrlichsten Ereignisse des Weltalls sich in den Ballsälen der vornehmen Gasthöfe der Hauptstadt abspielen. — „Kécska! Eine Minute Aufenthalt!“ — „Ich küsse die Hände, meine Damen!“ Milan sprang aus dem Coupé und blickte dem gleich darauf weiterrollenden Zuge nach, aus welchem ihm, an einem Fenster stehend, Ella mit ihrem kleinen weißen Taschentuche winkte.

An der Kasse löste Milan den nach Budapest gültigen Fahrchein — kostete abermals zwei Gulden fünfzig Kreuzer; verblieben ihm somit nur mehr acht Gulden fünfzig Kreuzer und ein Fläschchen Chypre in der Tasche — und begann, zwischen den Schienen auf- und abzuschreiten, um den Schnellzug zu erwarten.

Jetzt bemerkte er erst, daß er nicht allein in Kécska ausgestiegen sei. Beim Ausgang stand die Dame mit dem Flieder in Begleitung einer mächtigen dänischen Dogge. Sie — nämlich die Dame — sprach mit dem Stationschef, den sie als guten Bekannten begrüßt hatte. „Ist niemand herausgekommen, um mich zu erwarten?“ fragte sie. „Ich habe ja telegraphiert.“ — „Der Viererzug ist da!“ berichtete der Beamte. — „Über von den Schloßbewohnern niemand?“ — „Nein, niemand!“ — Die schöne Frau lachte voll Bitterkeit. — „Seine Excellenz ist heute morgen angelangt,“ fügte der Stationschef hinzu. — „Mein Gatte ist hier? Ich dachte, er sei in Wien.“ — „Auch die Mutter Seiner Excellenz ist hier; die kam schon gestern an —“ — „Meine Schwiegermutter?“ fragte die Baronin und warf den Kopf empor wie ein Schlachtroß, wenn es die Trompete vernimmt. „Meine Schwiegermutter? Ei, wie glücklich bin ich! Und welch ein idyllisches Familienleben man jetzt im Schlosse führen mag!“ — Der alte Stationschef, der die Familienverhältnisse der Baronin augenscheinlich sehr genau kannte, lächelte still vor sich hin. „Jetzt weiß ich schon,“ fuhr Frau Hetwiz fort; „weßhalb von den Schloßbewohnern niemand herausgekommen ist. Man getraute sich nicht!“ Nachdenklich streichelte sie den Kopf des Hundes; dann wendete sie sich wieder zu dem Beamten. „Wann geht der nächste Zug nach Budapest ab?“ — „In zehn Minuten. Sie wollen doch nicht schon wieder abreisen, Frau Baronin?“ fragte der Stationschef erstaunt. — „Wenn ich wüßte, was ich will!“ erwiderte Frau Hetwiz seufzend. Der

Beamte mußte sich in das Stationsgebäude begeben, und die schöne Frau blieb allein.

Während Frau Hetwig auf dem leeren Perron dort stand und darüber nachdachte, ob sie zu ihrer Familie reisen sollte, nach Budapest oder einem anderen Ort, mochte ihre Situation ihr als eine sehr bedauernswerte erscheinen, denn ihr Gesicht nahm einen recht traurigen Ausdruck an. Dies wahrte aber nur eine Sekunde; im nächsten Moment hatte sie bemerkt, daß Milan Gyurkovics sie aufmerksam betrachtete, und sie hob den schönen Kopf empor. Gerade war der junge Mann im Begriffe, sich mit der großen Dogge zu befreunden. — „Sie beißt!“ sprach die Baronin halblaut. — „Mich beißen die Hunde nicht,“ erwiderte Milan im Tone tiefer Überzeugung. Frau Hetwig wendete ihm den Rücken zu und beobachtete zerstreuten Blickes die zwischen den Schienen scharrenden Hühner. Dann drehte sie sich mit einemmale auf den Hacken um, und Milan war überzeugt, daß ihn die Baronin jetzt mit einer Ansprache beehren werde. Und so geschah es auch. „Herr Gyurkovics, nicht wahr?“ — „Mein Name ist Milan Gyurkovics,“ erwiderte der junge Mann und lüftete den Hut. — „Sie sehen Ihrem Bruder, dem Oberlieutenant, ähnlich,“ fuhr Frau Hetwig fort. „Was thun Sie hier?“ — „Ich erwarte den nach Budapest gehenden Zug.“ — „Ist es ein Geheimnis, wer das schöne Mädchen war, welches Sie bis hierher begleiteten?“ — „Es war Ella Ványi, eine entfernte Verwandte von mir.“ — Die „entfernte Verwandtschaft“ komponierte Milan aus instinktiver, jedoch überflüssiger Vorsicht. —

Die Baronin dachte eine Weile nach. Sie dachte an ihre Schwiegermutter und an ihren Gatten sowie an eine überaus böshafte Überraschung, welche sie den beiden bereiten wollte. „Sind Sie ein Freund der Fuchsjagd, Herr Gyurkovics? fragte sie mit einem Male. — „Ich bin ein leidenschaftlicher Parforcejäger,“ sagte Milan, der auf den in den Ställen von Vács-Tamás eingestellten ararischen Pferden schon manche Jagd, aber noch keine einzige richtige Parforcejagd mitgemacht hatte. Frau Hetwiz nestelte lächelnd an ihren Handschuhen. Sie sah in ihrer Verlegenheit so reizend aus wie ein junges Mädchen auf seinem ersten Ball, wenn Damenwahl ist. „Wenn ich wüßte, Herr Gyurkovics, daß Sie mich nicht mißverstehen —“ — „Befehlen Sie über mich, Frau Baronin!“ — „So kommen Sie zu uns nach Kécska auf die Jagd! Ich lade Sie ohne alle Ceremonien ein, denn Ihr Herr Bruder ist ja ein alter Bekannter von uns —“ — Das verschwieg Frau Hetwiz wohlweislich, daß sie Géza, den Herrn Bruder Milans, seit dem Abenteuer von Herkulesbad stets den charakterlosesten Menschen des Jahrhunderts nannte, wenn sie von ihm sprach. — „Denken Sie nicht lange nach, sondern kommen Sie!“ — „Aber mein Gepäck! Ich habe gar nichts mit mir gebracht —“ — Meine geduldigen Leser wissen, daß sich das gesamte Gepäck Milans — mit Ausnahme der weißen Piquéweste — im Reinigungsinstitut zu Budapest befand. — „Kümmern Sie sich um gar nichts! Im Schloß wird man Sie mit allem versehen. Kommen Sie!“ Dies sagte sie bereits ungeduldigen, befehlenden Tones, und fünf Minuten später trabten die reich ge-

schirrten leichten Pferde in der Richtung des Dorfes dahin. Die Zügel führte die Baronin; neben ihr saß Milan auf dem Bock. Sie waren kaum auf Schußweite vom Bahnhof entfernt, als ein plötzlicher Schrecken Milans Herz durchzuckte. Denn er erinnerte sich an seine zwei unschuldigen Brüder, Georg und Alexander, die in Gesellschaft der weißen Piquéweste den Schlaf der Gerechten schliefen und keine Ahnung davon hatten, daß Milan jetzt mit acht Gulden fünfzig Kreuzer und einem Fläschchen Chypre in der Tasche zur Parforcejagd auszieht.

XV.

Der erbitterte Guerilla-Krieg, welcher bald mit liebenswürdiger Offenheit, bald mit diskreter Hinterlist zwischen der Baronin Hetwiz und deren Gatten, dem Feldzeugmeister, geführt wurde, hatte neuerdings eine recht kritische Wendung genommen. Die schreckliche schöne Frau war nämlich auf den boshaften Einfall geraten, ihren Gatten pensionieren zu lassen, und um dieses Ziel erreichen zu können, wollte sie ihn vor den maßgebenden militärischen Kreisen kompromittieren. Die Gattin des bis in seine Fingerspitzen loyalen Feldzeugmeisters begann sich mit einem Male der Politik zuzuwenden und trieb die unveröhnlichste feindselige Politik gegen Oesterreich. Nachdem es ihr thatsächlich beinahe gelungen wäre, durch ihre wohldurchdachten Bosheiten auf dem Gebiete der reichsfeindlichen Politik ihren Gatten maßgebenden Ortes bloßzustellen, bediente sich der Feldzeugmeister seiner Gemahlin gegenüber

eines Schachzuges, welcher ihr für geraume Zeit jegliche Lust an politischen Demonstrationen benahm. Er teilte ihr nämlich trockenen Tones mit, daß er sie von Amtswegen für verrückt erklären lassen werde, wenn sie nicht aufhöre, ihn vor der Öffentlichkeit zu kompromittieren. Die Baronin wußte sofort, daß dieser grausame Einfall von ihrer Schwiegermutter, der alten Baronin Hetwitz, herrühre, welche sie in traurem Familienfreise die „gelbe Frau von Leutschau“ nannte. Die Alte wohnte nämlich in Leutschau und ihr Gesicht war gelb wie eine Citrone. Die neunzigjährige alte Frau, die man seit zehn Jahren in einem Rollstuhl fahren mußte, hatte eine Zunge, kalt und scharf wie eine Säbelklinge. Sie lebte in strenger Zurückgezogenheit, und wenn sie in großen Zwischenpausen im Kreise ihrer Familie, deren Angelegenheiten sie mit unbeschränkter Gewalt dirigierte, erschien, so wurde sie voll Ehrfurcht und abergläubischer Angst empfangen. Sie war eine streng religiöse, hochmütige und fanatisch sittenstrenge Dame, die in der Familie die aristokratische Tradition verkörperte.

Den geduldigen Leser wird es sonderbar anmuten, wenn ich ihm nach alledem verrate, daß der Gothaische Adelsmanach über den Stammbaum der alten Baronin nichts zu berichten weiß. Über ihren Vater ist mir selbst nichts bekannt und von ihrer Mutter weiß ich nur, daß sie Wäscherin in Wien gewesen, während die spätere Baronin Hetwitz Tänzerin an der Hofoper zu Wien war, wo sie sich unter dem Namen „Tricot-Netti“ einer großen Popularität erfreute. Daß die „Tricot-Netti“ später eine der typischen Vertreterinnen der aristokra-

tischen Traditionen wurde, ist jedenfalls sehr merkwürdig; doch ereignen sich heutzutage noch weit merkwürdigere Dinge unter der Sonne.

Rehren wir jetzt zu Milan Gyurkovics zurück, den vier flinke Zuckerpferde mit Windeseile der gegenwärtigen Residenz der gelben Frau von Leutschau, dem Schlosse zu Kécska, entgegenbeförderten. Die Pferde wurden von der Baronin gelenkt, die gleich den meisten Sportsdamen eine ebenso verwegene, als schlechte Wagenlenkerin war. Wenn die Räder des dahinfliehenden Wagens dem Straßengraben in unheilverkündender Weise nahe kamen, griff Milan instinktiv nach der Hand der schönen Frau. — „Fürchten Sie sich?“ fragte diese. — „Gewiß! Aber nur um Ihrenthalben!“ — „Mir bereitet eine solche wilde Fahrt Vergnügen, selbst wenn ich wüßte, daß ich mir das Genick dabei bräche —“ — „Dann also bitte!“ sprach Milan lachend. Die Augen der schönen Frau leuchteten, ihr bleiches Gesicht rötete sich. Milan blickte sie verstohlen an. Es war ihm nunmehr ganz klar, daß die Baronin von der zwischen ihm und seinem Bruder Géza, den Frau Hetwiz nach der Tradition von Bács-Tamás so heiß geliebt, herrschenden großen Ähnlichkeit übermannt worden war. Nun denn, wenn sich auf Grund dieser Ähnlichkeit Milan Gelegenheit bieten sollte, in dem Herzen der Baronin Karriere zu machen, so wird er gewiß kein solcher Esel sein, wie es Géza gewesen.

„Da ist mir ein köstlicher Einfall gekommen!“ sprach die Baronin nach einer Weile, als man bei einer Biegung des Weges das Dorf vor sich liegen sah; „ich

werde Sie den Schloßbewohnern als einen entfernten Verwandten vorstellen, den außer mir niemand persönlich kennt.“ — Milan lachte und sträubte sich nicht gegen den Plan der Baronin. Er war überhaupt kein Spielverderber und fühlte den Beruf und die Fähigkeit in sich, den würdigen Partner der schönen Intriguantin abzugeben, — nicht so wie der einfältige Géza!

Der Wagen fuhr durch das offenstehende Gitterthor des Schlosses ein, beschrieb einen Halbkreis um den großen Rasenplatz und hielt vor der breiten Treppe der Terrasse, unter deren blau und weißgestreiftem Wetterdach die ganze Familie versammelt war. Der Feldzeugmeister in einer Soldatenblouse und mit einem Civilhut auf dem Kopf, die gelbe Frau von Leutschau in ihrem Kollstuhl mit glänzenden Nickelrädern und die Verwandten der alten Baronin, die Familie Máday, Vater, Mutter, drei kleine Gräfinnen und deren Erzieherin. Man hatte eben das Gabelfrühstück beendet und plauderte gemütlich mit einander, ohne an etwas Böses zu denken, als der Wagen der schönen Frau mit Sturmeseseile heranbrauste. Milan sprang vom Boock und hob die Baronin herab. Diese schob ihre Hand unter den Arm des jungen Mannes und stieg leicht und grazios die Stufen zur Terrasse empor. „Hier bin ich, meine Lieben!“ sprach sie mit unheilverkündender Liebenswürdigkeit, und auf Milan deutend, fügte sie hinzu: „Sehet, wen ich mitgebracht habe!“ — Der Feldzeugmeister blickte betroffen, die alte Frau argwöhnisch auf Milan, der in Ermangelung von etwas Besserem ein bescheidenes Lächeln zur Schau trug. —

„Erkennt ihn niemand?“ fragte Frau Hetwig. „Ich werde also sagen, wer er ist: Oskar Hetwig!“

Eine verlegene Pause folgte der Vorstellung. Offenbar war die Gesellschaft durch die Nennung dieses Namens sehr überrascht worden. Endlich sagte der Feldzeugmeister: „Oskar Hetwig — der Sohn meines Bruders Karl?“ — „Natürlich!“ erklärte die schöne Frau kühn. „Blicken Sie ihn nur an, — haben Sie schon ein typischeres Hetwig-Gesicht gesehen?“ — „Die Ähnlichkeit ist in der That eine erstaunliche,“ bemerkte Graf Máday. Hetwig reichte Milan die Hand und sagte: „Willkommen bei uns, mein lieber Nefte! Zwar bin ich mit Deinem Vater verfeindet; doch freut es mich, aus Deinem Besuche zu ersehen, daß Du seine Gesinnungen nicht theilst.“ Damit schloß er den jungen Mann in seine Arme, und Máday trat mit den Worten auf Milan zu: „Es ist schön von Dir, Oskar, daß Du gekommen bist! — Die Baronin hob voll Selbstbewußtsein den Kopf empor, als wollte sie sagen: „Sehet Ihr, das ist mein Werk! Sehet Ihr, ich bin nicht so schlecht und unnütz, wie Ihr glaubet! Ich hab’ ihn auf der Bahn abgefangen,“ erklärte sie dann ihrem Gatten, „ich reiste zufällig in einem Coupé mit ihm und erkannte nach den Familienbildern sofort einen Hetwig in ihm. Ich habe ein gutes Auge, nicht wahr? Da dachte ich mir nun, was für eine angenehme Überraschung das wäre, wenn ich ihn mit mir brächte. Es währte lange, bis ich den jungen Mann dazu vermochte; endlich, im letzten Augenblick fügte er sich meinem Verlangen, — aber sein Gepäck ist auf der Bahn zurück-

geblieben —“ Sie wendete sich zu Milan und fügte hinzu: „Weshalb küssen Sie Ihre Großmutter nicht, mein lieber Nefte?“ — Milan blickte die gelbe Frau von Deutschau an, welche die roten, scharfen Augen keinen Moment von ihm verwandte. „Sie wird mich hinauswerfen lassen!“ sagte er sich, während er ihre Hand an seine Lippen zog; doch die alte Baronin ließ ihn nicht hinauswerfen, sondern legte ihre Hand auf das Haupt Milans und blickte ihn aufmerksam an. „Dein Vater hat mir viel Herzeleid verursacht,“ sprach sie dann; „dessenungeachtet sei willkommen!“ — „Das nenne ich ein herzerhebendes Familienidyll!“ sprach die junge Baronin, mit den niedlichen Augen gen Himmel emporblickend, und da sie fühlen mochte, daß sie Milan einige Genugthuung schuldig sei, rief sie heiteren Tones aus: „Da sehe einer, — nicht einmal seine hübschen kleinen Vasen küßt er!“ — „Gleich wird man mich hinauswerfen!“ sagte sich Milan, küßte aber ermutigt durch das freundliche Lächeln der Gräfin=Mutter der Reihe nach gehorsam die drei jungen weißen Rosen, die sich in der nächsten Sekunde in tiefrote Rosen verwandelten.

Nun muß aber erklärt werden, weshalb das Erscheinen von Oskar Hetwiz so sensationell auf die Bewohner des Schlosses zu Kecska wirkte. Der Feldzeugmeister hatte einen jüngeren Bruder, der sich vor etwa dreißig Jahren mit seiner Familie entzweit hatte und nach Siebenbürgen übersiedelt war, wo er heiratete. Man hatte ihn seither nicht mehr gesehen, aber umsomehr von ihm gehört, weil der Mann an einer

mit Verfolgungswahn komplizierten Prozeßwut litt und die Familie mit einer ununterbrochenen Kette von Erbschafts- und Verlassenschaftsprozessen befehdete. Diese Prozesse waren unsterblich wie der Vogel Phönix und ging auch einer derselben zu Ende, so ließ der Kläger sofort wieder einen neuen Prozeß zum Leben erstehen. Der ewig prozessierende Hetwiz hatte einen Sohn, Oskar, welchen sein Vater — ein zweiter Hamillkar von Karthago — in unversöhnlichem Haß gegen die Familie Hetwiz erzog. Für diesen Oskar gab die schöne Frau den jungen Gyurkovics aus, ohne daß sie selbst gewußt hätte, wohin der Eherz führen werde: zu einem einfachen Familien-skandal oder einer verwickelteren Intrigue?

Inzwischen hatte die perfide Baronin erklärt, sie gehe sich umkleiden, und so ließ sie Milan allein im Kreise ihrer Verwandten zurück. Die gelbe Frau von Leutschau winkte Milan, dem es ganz unheimlich zu Mute ward, zu sich heran und fragte: „Wie geht es zu Hause?“ — „Ich danke, recht gut —“ — „Wohnt Balthasar noch bei Euch?“ — „Natürlich!“ — Die ganze Familie war über diese höchst einfache Sache sehr erstaunt, und die alte Baronin sagte: „Das ist sehr merkwürdig! Ich verstehe Deinen Vater nicht —“ — „Papa ist mitunter so sonderbar,“ sagte Milan traurig. — „Was ist denn eigentlich wahr an der ganzen Sache mit Balthasar?“ fragte die schreckliche alte Frau. — „Jetzt wird man mich hinauswerfen, — jetzt!“ sagte sich Milan im stillen. — „Erzähle uns doch die ganze Sache; sie ist ohnehin kein Geheimnis mehr, da schon die Zeitungen davon gesprochen haben.“ Sie machte

bei diesen Worten eine sehr düstere Miene, während Milan Schweißtropfen auf die Stirne traten. „Ich habe Balthasar viel zu lieb,“ erklärte er dann; „als daß ich ein unbefangener Richter seiner Handlungen sein könnte. Vielleicht irre ich mich; meiner Ansicht nach aber sollte nur derjenige den ersten Stein auf ihn werfen, der sich selbst frei von jeglichem Fehl weiß.“ — „Oskar hat Recht!“ sagte der Feldzeugmeister, und Gräfin Mádah, die der Unterhaltung augenscheinlich eine andere Wendung geben wollte, fragte jetzt heiter: „Wie befindet sich Marie?“ — „Ich danke, ganz vorzüglich!“ erwiderte Milan. — „Wie alt mag wohl Marie bereits sein?“ forschte die Gräfin weiter. — „Marie?“ Noch jede Marie, mit welcher Milan während seines irdischen Erdenwallens zusammengetroffen, war sechzehn bis achtzehn Jahre alt gewesen, und es wollte ihm nicht einleuchten, weshalb die in Rede stehende Marie eine Ausnahme bilden sollte. „Ja, Marie wird nächstens schon siebzehn Jahre alt,“ gab er kühn zur Antwort. Die alte Frau griff mit hastiger Gebärde nach ihrem Krückstock und die Gräfin starrte voll Entsetzen auf Milan. „Was? Ihre Mutter ist siebzehn Jahre alt?“ — Milan versagte vor Schrecken der Atem. Er blickte um sich, mit finsterem Troß und Verzweiflung im Herzen. Er blickte um sich und suchte eine Stelle, wo er über die Brüstung der Terrasse springen könnte, um aus dem Park zu entfliehen und nicht eher anzuhalten, als bis er in Budapest angelangt wäre. Seinen langen Beinen konnte er vertrauen; wenn er als Student vor den ihn verfolgenden Lehrjungen Reißaus nahm, vermochte ihn

niemand einzuholen. — „Ihre Mutter also ist siebzehn Jahre alt?“

Gott weiß es, welche Wendung die Dinge genommen hätten, wenn die junge Baronin in diesem Augenblick nicht zum Vorschein gekommen wäre, sie kleidete sich durchschnittlich viermal so oft an wie andere normale Baroninnen und hatte es durch die lange Übung zu einer solchen Geschicklichkeit gebracht, daß sie ihre Toiletten ebenso schnell wechselte wie jene Kostümkünstlerinnen, die wir in den Variététheatern zu bewundern Gelegenheit haben. Ihr Antlitz war rosig und heiter vom frischen Wasser. — „Oskar, Oskar,“ sprach sie ermahnend; „Sie denken schon wieder an ihre Braut?“ Und zu den übrigen gewendet, fügte sie hinzu: „Oskar hat mir nämlich gestanden, daß er Bräutigam sei. Seine Braut heißt zufällig ebenfalls Marie —“ Damit war der Zwischenfall erledigt, nur mußte Milan noch ein Duzend Fragen beantworten, die sich auf seine angebliche Braut bezogen. Sodann fiel es der Baronin ein, dem Gast die Jagdpferde zu zeigen, und die ganze Gesellschaft — natürlich mit Ausnahme der alten Frau — unternahm einen Spaziergang durch den Park.

Frau Hetwig ließ die Übrigen bald zurück und war, von Milan begleitet, den anderen mit etwa zehn Schritten voraus. — „In einer Stunde reise ich ab!“ sagte Milan. — „Daraus wird nichts!“ erklärte die schöne Frau. Und mit einem Blick auf die ihnen folgenden Personen fügte sie gewaltsam gedämpften Tones hinzu: „Drei Tage lang dürfen Sie gar nicht daran denken abzureisen. Die Parforcejagden beginnen erst morgen früh —“ —

„Wenn ich länger hier bliebe, würde die Rolle des verfolgten Fuchses mir zuteil werden —“ — Die Baronin lächelte. „Einen Fuchs, wie Sie sind, fängt man nicht so leicht, besonders wenn ich ihn vor der Meute verberge. Ich glaube, wenn es uns beiden in den Sinn käme, die ganze Welt auf eine falsche Spur zu lenken, so könnten uns selbst die berühmtesten Jäger nichts anhaben.“ Bei diesen denkwürdigen Worten der Baronin war Milan Gyurkovics purpurrot im Gesicht geworden. „Weshalb soll ich hier bleiben?“ fragte er. Die schöne Frau blickte Milan verwundert an; dann erschien ein leichtes, sonniges Lächeln um ihren Lippen. Sie sprach kein Wort, sondern pflückte eine blutrote Blüte von dem Granatbaum, unter welchem sie gerade standen. Sie roch lange an der Blume, trotzdem dieselbe keinen Geruch hatte, und berührte sie, vielleicht nur zufällig, mit den Lippen. „Wollen Sie sie?“ fragte sie und reichte sie Milan. — „Sprechen Sie, Baronin,“ drängte dieser; „weshalb soll ich hier bleiben?“ — „Muß ich denn zweimal antworten?“ Die Wangen der jungen Frau waren rosenrot geworden, und Milan sprach nach einer ziemlichen Weile: „Wenn Sie es wünschen, so werde ich die ganze Welt betrügen und sagen, daß ich Oskar Hetwiz oder wer sonst bin, werde ich die kleinen Gräfinnen küssen, Füchse jagen und mit dem Feldzeugmeister politisieren. Und ob Sie es wünschen oder nicht, werde ich mich in Sie derart verlieben, daß —“ — „Still! still! Man könnte Sie hören —“

Als man aus den Stallungen auf die Terrasse zurückkehrte, vernahm die ganze Gesellschaft aus dem

Munde der Baronin die freudige Kunde, daß der liebe Gast volle drei Tage im Schloß zu verweilen gedenke. Die größte Freude leuchtete aus den Augen der drei kleinen Gräfinnen. Sie waren drei sehr gehorsame und wohlerzogene kleine Mädchen; doch als der Better aus Siebenbürgen sie geküßt hatte, waren sie nach einander ihrer Erzieherin durchgegangen, und als sie wieder zum Vorschein kamen, da trugen sie ihr Haar, welches sie bisher schulmädchenhaft frei herabhängend getragen, bereits in einem Knoten emporgesteckt, wie es erwachsene Mädchen tragen. Nur die gelbe Frau von Leutschau saß stumm in ihrem Rollstuhl, aus welchem sie den mißtrauischen, spähenden Ablerblick immer wieder zu Milan hinüberschweifen ließ. Der Lakai war da schon ins Telegraphenamt geeilt mit der Depesche, welche die alte Baronin nach Wien, an Hetwiz, den berücktigten Gardisten, abgesandt hatte, dessen Bekanntschaft wir bereits auf der Fahrt von Hertulesbad nach Budapest gemacht. „Komme unverzüglich nach Kécska,“ hatte die alte Baronin ihrem Enkel telegraphiert. Als Milan die alte Dame erblickte, empfand er mit einem Male einen stechenden Schmerz im Herzen. Er erinnerte sich nämlich an seine unschuldigen zwei Brüder, die er in Gesellschaft der weißen Piquéweste in der Sándorgasse vergessen. —

XVI.

Nachmittags langten viele Gäste im Schlosse an; zum teil waren es Offiziere, die übrigen Jäger rekrutierten sich aus der Nachbarschaft der Familie Hetwiz.

So oft ein Wagen in den Schloßhof rollte, empfand Milan Gyurkovics heftiges Herzklopfen. Er fürchtete, es könnte jemand anlangen, der ihn oder die von ihm dargestellte Persönlichkeit kennt und seinem Infognito mit zwei Worten ein Ende machen wird. Das Schicksal mochte aber heute in sehr heiterer Laune sein, denn die vielen Gäste nannten Milan ausnahmslos Hetwiz, schüttelten ihm die Hand, und der eine, den er aus dem Kasino kannte, duzte ihn zwar und nannte ihn seinen guten Freund, wußte aber seinen Namen nicht und schien auch gar nicht neugierig auf denselben zu sein. Auch Milan kannte dessen Namen nicht.

Am nächsten Morgen, bei herrlichem Herbstwetter, wurde die erste Jagd abgehalten. Milan trug die Kleider des Grafen Máday und ritt ein Pferd des Feldzeugmeisters. Die wackere irische Stute — deren Milan auch späterhin mit Dankbarkeit gedachte — erwies sich als ebenso erfahrene, als leidenschaftliche Zägerin, so daß Milan, den diesmal nicht der Hochmutsteufel plagte, die Führung vollkommen seiner vierfüßigen Partnerin überlassen konnte. Er selbst machte seinen individuellen Willen nur insoferne geltend, als er wiederholt vorsichtig und unter Vermeidung jeglichen Konflikts sein Roß darauf aufmerksam machte, daß es ihm lieb wäre, in der Nähe der Baronin bleiben zu können. Nach der Überzeugung der Stute war dies aber unmöglich und Milan bestand auch nicht weiter auf seinem Willen. Als endlich Halali geblasen wurde, erfüllten die durch die reine Luft dringenden hellen Horntöne und das scharfe Gefläß der Meute das Herz des jungen Gyur-

kovics mit teinem Male mit tiefer Traurigkeit. — „Was ist Ihnen?“ fragte ihn die Baronin. — „Nichts, nichts,“ erwiderte Milan und blickte nachdenklich gen Norden, dort, wo Budapest lag und wo seine beiden Brüder schon seit dreißig Stunden in Gesellschaft der weißen Biquéweste auf ihn warteten. —

Am Abend wechselten die Herren die Toilette — Milan vertauschte den Jagdrock des Grafen Máday mit dessen Frack — und versammelten sich im Speisesaal des Schlosses. Bei der Tafel spielte sich eine ebenso rührende, als erhebende Familienszene ab. Der Feldzeugmeister leerte nämlich sein Glas auf das Wohl seines lieben Neffen Oskar Hetwiz, dessen Erscheinen im Schlosse dem vieljährigen, unseligen Familienzwist eine Ende bereitet habe. Milan achtete nicht einmal auf den Trinkspruch. Er war ganz vertieft in die Bewunderung der neben ihm sitzenden schönen Baronin, deren äußere Persönlichkeit er jetzt, da sie ein tief ausgeschnittenes Kleid trug, von einer neuen und überraschend interessanten Seite kennen zu lernen begann. Jetzt legte die schöne Frau ihre fein beschuhte Rechte auf die Hand des jungen Mannes und sagte: „Oskar, der Trinkspruch gilt Ihnen!“ — „Ich werde ihn schon erwidern —“ Und er erwiderte ihn auch. Man sagt, die Wirkung der Rede beruhe zum theil auf innerer Wahrheit. Möglich, daß in dem Herzen Milans die verwandtschaftliche Liebe für die Familie Hetwiz in diesen Augenblicken wirklich zum Durchbruch kam, — Thatfache ist aber, daß er dieser seiner Liebe in so überzeugenden Worten Ausdruck zu geben vermochte, daß

sich die Augen der empfindsamen Gräfin Máday mit Thränen füllten und der Feldzeugmeister den jungen Mann umarmte und küßte. Die junge Baronin leerte ihren Champagnerkessel auf Milan. „Lassen Sie sich zum Abgeordneten wählen!“ sagte sie. Der alte Hetwiz, der hinter ihnen stand, legte die Hand auf die Schulter Milans und meinte: „Es wäre am Platze, wenn Ihr Euch duzen würdet. Versuche doch, meine Frau dazu zu veranlassen!“ — Die Baronin lächelte milde. „Jetzt wäre es noch zu früh dazu, doch ist es möglich, daß auch dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird.“ — Der Feldzeugmeister gewann seinen Neffen mit jeder Viertelstunde lieber. Er bemerkte, daß seine Gattin, dieses niedliche kleine, mit goldenen Reifen umgebene Dynamitfaß, welches für die Familie Hetwiz eine fortwährende Gefahr bedeutete, sehr gern mit dem jungen Herrn kokettierte, und als weiser Opportunist war er der Ansicht, daß die Verehrung eines Hetwiz die Interessen der Familie nicht derart beeinträchtigen könnte wie die eines anderen.

Am nächsten Tage wurde wieder gejagt und des Abends war Ball im Schlosse. Milan, der sich auf dem Parkett viel sicherer fühlte als im Sattel, hatte auf Zureden seines „Onkels“ die Obliegenheiten des Arrangeurs übernommen und einen äußerst verwickelten Kotillon veranstaltet, wobei ihm ein reiches Geld zur Bethätigung seiner auf den hauptstädtischen Bällen erworbenen Erfahrungen geboten wurde. Nach beendetem Kotillon geleitete er die Baronin in den Buffetsaal hinüber, wo sie in einer Ecke ein Glas Champagner

tranken und eine Cigarette anzündeten. Milan, dem im salonfähigen Sinne des Wortes der Champagner bereits zu Kopf gestiegen war, machte seiner Freundin auf Tod und Leben den Hof; die Baronin aber saß ruhig auf ihrem Platz, hörte die Thorheiten des jungen Mannes schweigend mit an und blickte zeitweilig in den ihr gegenüberhängenden großen Spiegel, welcher das Feuer der ihr Haar schmückenden Diamanten vervielfacht wiedergab. — „Ach,“ seufzte Milan, und rang die Hände; „wenn ich nur Frauen gegenüber nicht so feig wäre!“ — „Ich glaube, Sie kennen sich schlecht.“ — „Ach, wenn ich nur nicht so feig wäre!“ Und er berührte die Hand der schönen Frau. — „Die Berührung der ausgestellten Gegenstände ist verboten!“ sprach diese ernst. Jetzt trat der Feldzeugmeister auf die beiden zu. „Ich bringe Dir eine freudige Nachricht, mein lieber Oskar! Der Gardist, Dein lieber alter Kamerad, mit dem Du während der Manöver in Siebenbürgen bekannt wurdest, ist hier, hat uns überrascht —“ — Durch die Thür des Ballsaales konnte Milan den riesenhaften Leibgarde-Diffizier mit dem drohenden Schnauzbart sehen, der sich lächelnd vor einigen schönen Frauen verbeugte. Klirrend war das Glas, welches Milans Hand entglitt, auf dem glatten Parkett zerschellt. Nun kommt der Untergang der Welt, ja, er ist sogar schon da — — „Nun, kommst Du nicht?“ fragte der Feldzeugmeister lächelnd. — „Sofort“ erwiderte Milan mit einem bleichen Lächeln.

Der Alte eilte hinaus, während sich die Baronin finster die Lippen biß. „Er hat zu kommen gewagt,

der Glende!" Milan hatte schon manches von dem Rittmeister Hetwig, dem Neffen des Feldzeugmeisters, dem heißblütigen, berühmten Fechter vernommen, der die beste Klinge in Europa führen sollte. „Was wird jetzt geschehen?“ fragte Gjurkovic. Die schöne Frau, die eher zornig als erschrocken zu sein schien, erhob sich mit finsterner Miene und sagte: „Es wird wohl am besten sein, wenn Sie dieser wilden Bestie sofort eine Ohrfeige versetzen!“

In diesem Augenblick trat der Gardist bereits ein. An der Thür traf er mit der Baronin zusammen, vor der er sich mit einem ironisch demütigen Lächeln verbeugte. „Ich küsse Ihnen die Hände, meine kleine Mama! Ich bin gekommen, weil ich dem Verlangen, Sie zu sehen, nicht widerstehen konnte. Ich hoffte, Sie in der Gesellschaft meines Freundes Oskar anzutreffen.“ — Frau Hetwig maß ihren Gegner mit einem ruhigen, verächtlichen Lächeln, ballte dabei aber dennoch die kleine Faust; Milan dagegen starrte wütend vor sich hin. — Er wäre gerne dem Beispiel des Rußtenräubers gefolgt, wenn derselbe im Wirtshause von den Häschern überfallen wird: hätte dem Rittmeister am liebsten einen schweren Stuhl an den Kopf geschleudert, um dann zum Fenster hinauszuspringen, sich auf ein Pferd zu schwingen und in der finsternen Nacht davonzujagen. Statt dessen machte er auf den Hacken Kehrt und begab sich mit unsicheren Schritten in das anstoßende Zimmer. Hier schrak er einen Moment vor zwei roten Adleraugen zurück, die sich auf ihn hefteten.

Die alte Baronin saß an einem Tisch und spielte Bézigue mit dem Hausverwalter; der Graf und die

Gräfin aber sahen ihnen zu. Setzt legte die alte Frau die Karten nieder und sprach: „Hast Du gehört, Oskar, daß ein guter Freund von Dir angelangt ist?“ — „Ich habe gehört, daß Rittmeister Hetwiz gekommen ist —“ — „Und Du eilst nicht, Deinen guten Freund zu begrüßen?“ — „Man wird über mich herfallen, wird mich zerreißen und dann hinauswerfen,“ sagte Milan zu sich selbst. Die Hauptsache ist nur, daß ich auch jetzt Herr der Situation bleibe.“ Und laut sprach er: „Ich kenne den Rittmeister nicht, Frau Baronin!“ — „Weshalb nennst Du mich nicht Großmutter?“ — Milan verbeugte sich lächelnd und sagte: „Es thut mir sehr leid, Frau Baronin, Sie nicht so nennen zu können; doch bin ich nicht Ihr Enkel. Ich heiße nicht Oskar Hetwiz, sondern Milan Gyurkovics.“ — „Du bist wohl betrunken, Oskar!“ lachte Graf Máday. — „Ich bin vollkommen nüchtern, aber Oskar Hetwiz bin ich nicht. Und nun, da ich mich Ihnen unter meinem wahren Namen vorgestellt habe, gestatten Sie mir wohl, Ihnen meinen verbindlichen Dank für die Gastfreundschaft auszusprechen, welche Sie mir als Oskar Hetwiz angedeihen ließen —“ — Die Anwesenden blickten einander stumm an. Milan stand erhobenen Hauptes vor ihnen. Setzt fürchtete er nicht einmal den Teufel mehr. Nun mochte kommen, was kommen mußte! — „Ich verstehe das ganze nicht,“ sagte Graf Máday. „Weshalb nanntest Du Dich Oskar Hetwiz?“ — „Es war nur ein Scherz, welcher übrigens nicht von mir herrührte. Die Frau Baronin kam auf diesen Einfall.“ — „Ich wußte es ja! Ich wußte es ja!“ sprach die alte Dame voll bitteren

Zornes. Graf Máday aber knöpfte seinen Frack zu. Er war sehr ernst geworden und machte ein Gesicht, welches man ritterliches Gesicht nennen könnte. „Erlauben Sie,“ sagte er; „ich finde das aber sehr sonderbar —“ Graf Máday trug kein Monocle, aber Milan trug eines, und darum nahm sich die Miene, welche der Graf aufsetzte, lange nicht so ritterlich aus als jene, welche im nächsten Augenblick Milan aufsetzte. Wenn ein Mann einsieht, daß es nach keiner Seite hin mehr einen Ausweg giebt, so thut er am besten daran, das Gebiet des Ritterlichen zu betreten. Ja, wenn es weiter nichts ist! Milan war bereit, sich mit wem immer, mit dem Felszeugmeister ebenso wie mit der alten Baronin zu duellieren. „Ich glaube,“ sprach er eifigen Tones; „daß ich nach alledem nichts weiter zu thun habe, als abermals für die liebenswürdige Gastfreundschaft zu danken und mich zu empfehlen —“

In diesem Moment trat die junge Baronin ein. Dieser weibliche Proteus hatte jetzt wieder eine neue Gestalt angenommen; von dem früheren Schrecken war keine Spur mehr vorhanden und ein heiteres Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie sagte: „Kommen Sie, Oskar; ich will tanzen!“ — „Gerade recht,“ sprach die alte Frau gallig. „Dieser Herr hat uns soeben gestanden, daß er Milan Gyurkovics heiße —“ — „Nun dann kommen Sie, Milan; ich will tanzen!“ — Nun sprang aber Graf Máday zornig empor. „So viel mir bekannt, wird Herr Gyurkovics kaum mehr Lust haben, zu tanzen, da er, wie ich weiß, abreisen will —“ — „Sie wollen wirklich abreisen?“ fragte die schöne Frau. — „Sie

haben ja gehört," erwiderte Milan. — "Mit welchem Zug?" — "Mit dem allernächsten." — "Dann warten Sie, bis ich mich umkleide, denn ich reise mit Ihnen." — Mit einem Wort: das Dynamitfaß war explodiert.

Die Explosion, welche in der Familie nichts Ungewohntes mehr war, aber stets unerwartet erfolgte, hatte zur Folge, daß Graf Máday zur Thür eilte und deren beide Flügel verschloß. „Nun bitte!“ sprach er mit grimmigter Heiterkeit. Mochte was immer geschehen, nur ein Skandal sollte vermieden werden. — „Was soll das bedeuten?“ fragte die alte Frau. — „Dies bedeutet, daß Herr Gyurkovics mein guter Freund ist, meiner Einladung folgend hierherkam und auf meinen Wunsch auf den kleinen Scherz einging. Dies bedeutet, daß ich nicht dulden werde, daß er beleidigt werde. Thut man es dennoch, so werde ich ihm eine Genugthuung gewähren, daß es seine Art haben soll!“ — Diesen Worten folgte eine tiefe Stille, während welcher Graf Máday und die alte Baronin finster vor sich hinblickten. Sie wußten, daß man der schönen Frau auf diese Weise nicht beikommen könne. Schon hat sie die Hand auf den Thürdrücker gelegt und es ist ihr zuzutrauen, daß sie den Ballgästen alles enthüllt, oder noch mehr als alles. Der Graf tauschte einen schnellen, verständnisinnigen Blick mit seiner Schwiegermutter; dann wendete er sich mit den Worten zu der jungen Frau: „Sie wollen uns etwas weismachen, was Sie selbst nicht glauben. Niemand will Herrn Gyurkovics beleidigen und wir laden ihn ein, einige Tage bei uns zu verweilen. Doch diese Namensverwechslung muß

beseitigt werden, und ich übernehme es, unsere Gäste aufzuklären. Ich werde Ihnen sagen, daß wir alle in den Scherz eingeweiht waren, welchen wir zur Irreführung des Feldzeugmeisters ausgeheckt hatten —“ — Die Baronin dachte eine Weile nach. Zwar hatte sie wieder einmal den Sieg davongetragen; doch waren ihre Siege stets solcher Art, daß sie sich derselben nicht freuen konnte. „Wenn dem so ist, — so kommen Sie tanzen, Milan!“

„Was soll ich jetzt thun?“ fragte Milan, als sie sich zur Quadrille aufstellten. Die schöne Frau zuckte die Achseln und sagte: „Wenn Sie Verstand haben, so reisen Sie morgen früh ab. Die Familie Hetwiz vergißt nichts. Die rührende Nachgiebigkeit, welche die Leute vor fünf Minuten bekundeten, macht mich stutzig. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie etwas im Schilde führen, und ich glaube, annehmen zu dürfen, daß sie den Rittmeister auch nur deshalb aus Wien herbeizitiert haben —“ — „Sollten sie die Absicht haben, mich meuchlings morden zu lassen?“ fragte Milan lachend. — „Dessen sind sie vielleicht nicht fähig, sonst aber zu allem. Wenn Sie also Verstand haben, so reisen Sie ab. Ich hoffe indessen, daß Sie keinen Verstand haben —“ — „Und wenn ich keinen habe?“ — „So bleiben Sie an meiner Seite. Wir beide könnten einen Jahrmarkt veranstalten, daß den Leuten Hören und Sehen vergingel“ — „Das Anerbieten ist sehr verlockend; doch wie auch weiterhin die Gastfreundschaft von Leuten in Anspruch nehmen, von denen ich weiß, daß sie mich aus der Tiefe ihres Herzens verabscheuen?“ — „Alle hier

anwesenden Personen ohne Ausnahme sind meine Gäste; hier gehört alles, aber alles mir! *Hetwitz besaß nichts als seinen Degen, Madam zwei Spiel Karten, als sie ihren Einzug hielten. Alles, was sie besaßen, stammt von meinem Gelde, und dieses Geld verteidigen sie, dieses Geldes wegen spinnen sie Ränke und wollen sie mich ins Irrenhaus bringen. Denn nur von mir wollen sie nichts wissen — mich möchten sie gerne unschädlich machen —“ Die schöne Frau blickte Milan aus den dunkeln Augen fest an, als sie zu sprechen fortfuhr: „Wenn ich einen Menschen fände, der so kühn und verwegen wäre, als ich sein würde, wenn ich als Mann geboren wäre —“ — „Was würde sein Lohn werden?“ fragte Milan. Die Baronin zog die runden Schultern hoch. „Ich würde ihm gestatten, zu hoffen — würde ihm sagen: was Du erreichen kannst, daß sei Dein, mein Freund!“

XVII.

In der Nacht hatte Milan einen schrecklichen Traum, welcher als bester Beweis dafür gelten kann, mit welchem zartem Gewissen ihn die Natur beschenkt hatte. Er träumte, er liege in seinem Bett und lausche einem entfernten leisen Stöhnen. In der unerreichbaren Ferne dämmerte ein bleicher Lichtschein, welcher ein kleines Monatszimmer erhellte und darin zwei Menschenköpfe in einem Bett. Die Köpfe waren bleich und traurig, als hätten deren Träger seit siebenzig Stunden nichts gegessen. In den kraftlosen Händen hielten sie eine

weiße Piquéweste. Und durch das offene Fenster drangen riesengroße Nachtfalter herein und umschwirrten tausend die beiden Schläfer. Jeder Schmetterling war ein Hausflierer mit grauen Flügeln. Sie betasteten und untersuchten der Reihe nach die weiße Piquéweste, schüttelten dann verächtlich den Kopf und flatterten zum Fenster hinaus. — —

Milan mußte lachen, als er des Morgens beim Ankleiden seinen Traum überdachte. „Unsinn!“ sagte er sich. „Frau Anna ist eine viel zu gutmütige Person, als daß sie die beiden Jungen hungern ließe. Es ist sogar zu wünschen, daß sich die beiden einwenig ausruhen, denn in der letzten Zeit trieben sie die Bummelsei wirklich schon etwas zu arg und Alexander hatte in der That eine recht bleiche Gesichtsfarbe —“

Beim Frühstück wurde Milan eine unangenehme Überraschung zuteil. Drei gute Freunde von ihm waren im Schlosse angelangt: Franz Horkay und zwei Brüder Elefantovics, die man den tollen Elefanten und den Monocle-Elefanten nannte. Die Herren waren im Bácszer Komitat Gutsnachbarn der Familie Hetwicz-Sanky. — „Gerade recht!“ sagte sich Milan, dessen aus acht Gulden fünfzig Kreuzer bestehende Barschaft auf fünfzig Kreuzer zusammengeschnitten war; den Rest hatte er als Trinkgelder verteilt. Noch war er zu keinem Entschluß gelangt, welchen der drei Herren er anpumpen sollte, als Franz Horkay ahnungslos in die Höhle des Löwen trat. — „Du hast doch nicht vergessen, Milan, daß Du mir achthundert Gulden schuldig bist?“ fragte er. — „Wie hätte ich das vergessen? Ich werde sogar

auf der Stelle zahlen.“ Damit nahm er seine Brieftasche hervor, benezte seine Fingerspitzen und begann, unter seinen Papieren zu suchen, die zum theil rothfarbig waren. Plötzlich fragte er: „Hast Du zweihundert Gulden, Franz?“ — „Bitte, hier!“ Und bereitwillig reichte er Milan die zweihundert Gulden, die er auf den vermeintlichen Tausender herauszugeben hatte; Milan aber steckte das Geld ruhig ein, indem er sagte: „So! Nun hast Du von mir tausend Gulden zu fordern.“ — Horst war hierüber sehr betrübt und beschloß im stillen, seinen Freund nicht mehr an die bestehende Schuld zu erinnern. Als aufgeklärter Mann wußte er, daß sich nur mehr die Romanhelden zu erschießen pflegten, wenn die im Rodez der Kartenspieler eine so große Rolle spielenden vierundzwanzig Stunden verflossen waren, ohne daß sie ihre Schuld zu begleichen vermocht hätten.

Als der Wiener Gardist abends vorher mit Milan bekannt gemacht wurde, hatte der Rittmeister die beiden Hände in die Taschen gesteckt, um jenem nicht die Hand reichen zu müssen, und trockenen Tones gesagt: „Dem Rufe nach kenne ich Dich bereits, schöne Maske!“ — Milan war purpurrot geworden und hatte zur Antwort gegeben: „Leider kann ich die Schmeichelei nicht erwidern, denn ich habe soeben erst erfahren, daß Du überhaupt existierst! Damit hatte er sein Monocle eingeklemmt und dem Gardisten den Rücken gewendet. Dem Feldzeugmeister war der Auftritt nicht entgangen und seinen Neffen am Arm fassend hatte er zu ihm gesagt: „Du! Ich verbiete Dir, einen Streit mit ihm anzufangen! Außerhalb dieses Hauses kannst Du mit

ihm thun, was Du willst; aber hier verhalte Dich ruhig —“

Beim Frühstück zeichnete die Baronin den jungen Mann wieder in auffallender Weise aus. In Gegenwart der ganzen Gesellschaft rief sie ihn zu sich, hielt ihm den Arm hin und ließ sich von ihm die Handschuhe, an deren jedem neun Knöpfe saßen, zuknöpfen. Sie that es von der süßen Hoffnung beseelt, daß der Gardist vor Wut vielleicht bersten werde. Ihr frommer Wunsch ging vorläufig nicht in Erfüllung; doch der Rittmeister der am Ende der Tafel neben Franz Horkay saß, wurde dunkelrot im Gesichte und schnaubte wie ein überhitzter Dampfkessel.

„Höre mal, Milan,“ sagte Horkay, als man im Hof die Pferde bestieg; „ich habe wahrgenommen, daß Dich der Gardist mit scheelen Augen ansieht —“ — „Umso schlimmer für ihn,“ erwiderte Milan mit einem heiteren Lächeln. — „Weißt Du, daß der Rittmeister eine gefürchtete Klinge führt?“ — „Hast Du denn mich schon fechten gesehen?“ — Horkay hatte Milan noch niemals fechten gesehen. Aber andere hatten ihn gesehen, darunter der Oberlieutenant Géza Gyurkovics, und alle, die ihn gesehen, stimmten darin überein, daß Milan zwar sehr fest anzugreifen pflegte, im übrigen aber so gut fechte wie eine böhmische Köchin. Der junge Herr empfand auch durchaus keinen Drang, seine Klinge mit der des Rittmeisters oder irgend einer andern Person zu messen, und war bereits fest entschlossen, mit dem nächsten Zuge — möglichst mit einem Schnellzug — nach Budapest zu reisen. Daß er Horkay gegen-

über so einen bestimmten, selbstbewußten Ton angeschlagen, hatte er bloß vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus gethan. Er hegte nämlich die feste Überzeugung, daß es zweckmäßig sei, mutig zu sein. Die Furcht ist immer von Nachtheil; furchtsam ist nur der Unerfahrene oder der Dumme.

Als der Rittmeister bei Tische erfuhr, daß Milan abreisen werde, machte er eine Miene, wie sie der pürschende Fuchs aufsetzen mag, wenn das feiste Rebhuhn vor seiner Nase emporsteigt. „Er mag immerhin abreisen,“ sagte er zu Máday; „aber entweder reise ich mit ihm oder ich mache ihm die ins Freie führende Thür so niedrig, daß er nur auf allen Vieren hinauskriechen kann —“ Und im Hinblick auf die Kürze der Zeit eröffnete er sofort den Sturm auf Milan, indem er sagte: „Es ist nicht sehr höflich von Dir, daß Du abreisest, denn Du könntest doch wissen, daß ich weniger der Füchse von Kécska wegen, als vielmehr Deinethalben hierher gekommen bin —“ — „Ich muß wichtiger Angelegenheiten wegen abreisen,“ erwiderte Milan; „kann Dich aber damit trösten, daß Du mich in Budapest jederzeit finden kannst.“ — „Unter welchem Namen?“ fragte der Gardist mit verächtlichem Lächeln. Der Baronin juckte es bei diesem Lächeln in der rechten Hand. Mit impertinenter Zuvorkommenheit wendet sie sich zu dem Rittmeister. „Den Namen des Herrn Gyurkovics können Sie jederzeit von mir erfahren,“ sprach sie. „Sie wissen ja, daß ich bei gegebener Gelegenheit seine Taufpathin bin.“ — Der Rittmeister schüttelte mit erheuchelter Traurigkeit den Kopf. „Ich fürchte,“ ließ er sich ver-

nehmen; „daß, wenn ich Herrn Gyurkovics in Budapest auch aufsuche, er wieder wichtiger Angelegenheiten wegen wird abreisen müssen —“ — Milan biß sich die Lippen, gab aber keine Antwort. Die ganze Gesellschaft fühlte sich unbehaglich und der Feldzeugmeister warf zornige Blicke auf seinen Neffen. Dieser ging noch einen Schritt weiter. „Wie nennt man das ungarisch,“ fragte er; „wenn jemand einer Begegnung konsequent aus dem Wege geht?“ — Milan wollte sich durchaus nicht auf alle viere niederlassen. „Hierfür giebt es keinen ungarischen Ausdruck,“ erwiderte er; „sondern nur einen deutschen und der lautet: Rückwärtskonzentrierung.“ — Bei dem schrecklichen Wort wendete der Feldzeugmeister dem kühnen Sprecher sein finsternes Gesicht zu; der Rittmeister aber fragte mit drohend gerunzelter Stirne: „Du scheinst strategische Erfahrungen zu besitzen?“ — „Ich möchte sie eher theoretische nennen. Ich habe gehört, daß, als Graf Moltke im Jahre 1866 aus Berlin nach Königgrätz reiste, um mit Euch zusammenzutreffen, Ihr ihn nicht erwartetet, sondern nach Wien reistet.“ — „Gewiß hatten sie wichtiger Angelegenheiten wegen dort zu thun,“ sprach die Baronin mit harmloser Miene und stieß mit Milan an. Die silberne Gabel verbog sich zu einem formlosen Gegenstand in der Hand des Gardisten. Er unterdrückte einen Kasernensluch, welcher sich ihm auf die Lippen drängte, und sprach nichts mehr. — „Haben die Herrschaften schon gehört, wer der neue Obergespan des Vácszer Komitats sein wird?“ fragte Horfay, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

Später ließ der Kammerdiener einen Zettel neben den Teller des Rittmeisters gleiten. Den Zettel schickte Baron Hetwig. „Verliere kein Wort mehr mit dem Mann! Der Mann hat zuviel gehört. Der Mann hat zwei Ohren zuviel.“ — „Sehr richtig!“ sagte sich der Rittmeister im stillen. „Man kann ihm eines dieser Ohren abschneiden.“

Im Vorzimmer erklangen die Töne der Zigeunermusik. Die Herren aus dem Bácszer Komitat begannen zu trinken, und als der tolle Giesantovics das erste Glas zur Erde schleuderte, verschwanden die Damen und alten Herren allmählich aus dem Speisesaal. — „Sie sind ein Schatz, Gyurkovics!“ sprach die junge Baronin und verließ mit tänzelnden Schritten und leise trällernd das Zimmer. Dem „Schatz“ dünkte die Luft im Speisesaal schon zu schwer und zu dumpf. Von Zeit zu Zeit blickte er auf den Rittmeister, der am unteren Ende der Tafel saß und, das Kinn auf beide Fäuste gestützt, phlegmatisch zu seinem Gegner hinüberjah, gleichwie die Riesenschlange das in ihren Käfig gesteckte Kaninchen betrachtet. Als Milan später, ohne jedes Aufsehen zu erregen, zur Thür des Vorzimmers schlich, fand er dieselbe zu seiner unangenehmen Überraschung verschlossen. Der Kammerdiener gab ihm die Erklärung der merkwürdigen Erscheinung. „Der Herr Rittmeister hat die Thüren verschließen lassen, und alle Schlüssel an sich genommen. Der Herr Rittmeister will sich amüsieren und hat erklärt, daß er bis zum anbrechenden Morgen keine Seele aus dem Hause läßt.“ — In der Thür des Speisesaals traf Milan mit Horfay zusammen. —

„Weißt Du, was der Rittmeister mit Dir im Schilde führt?“ — „Mit mir?“ — „Er glaubt, Du willst Reißaus nehmen und verträgst keinen Wein. Er will Dich nun völlig betrunken machen, Dir dann einen Strick um den Hals schlingen, und Dich an die Thürklinke der jungen Baronin binden.“ — „Mich?“ — „Ja, Dich. Ich rate Dir, laß Dich mit ihm überhaupt auf kein Wetttrinken ein, denn er sauft wie ein Schwamm und es ist ihm zuzutrauen, daß er seine Absicht ausführt. Dagegen habe ich etwas anderes eronnen. Du wirst ihn betrunken machen und an die Küchenthür binden, wenn Du willst.“ — „Auf welche Weise?“ — „Ich werde mich mit dem Kammerdiener ins Einvernehmen setzen, daß er die Weinflaschen mit Wasser füllt und diesem dann mittelst schwarzen Kaffees die Farbe des Weines verleiht. Dem Gardisten werden wir reinen Wein vorsetzen und Du wirst bloß Wasser trinken, so daß Du mit ihm machen kannst, was Du willst —“ — Gleich den meisten Herren aus dem Kaiser Komitat hielt Milan daran fest, daß man selbst während des Trinkens alle Gebote der Ritterlichkeit beobachten müsse; aber Angesichts des rohen Vorhabens des Gardisten fühlte er, daß er sich jedweden Mittels bedienen dürfe, nur um den Plan des anderen zu vereiteln.

Hier muß bemerkt werden, daß diesem Gespräch ein anderer Dialog vorausging, welcher zwischen dem Gardisten und dem Monocle-Elefanten geführt wurde — „Du, mit Ghurkovic's wirst Du nicht so leicht fertig werden!“ — „Nicht? Das wollen wir sehen!“ — „Im Vertrauen kann ich Dir sagen, daß er Dich total betrunken

machen und Dir sodann eine arge Schmach anthun will.“

— „Mir? Darauf wollen wir es ankommen lassen!“

— „Nimm Dich in acht, denn beim Trinken gleicht er einem bodenlosen Faß. Ihn vermagst Du nicht unter den Tisch zu trinken. Er besiegt beim Trinken Dich, mich, die ganze Welt. Ich bin aber auf ein glänzendes Auskunftsmittel verfallen. Ich werde die Dienerschaft bestechen, Dir in den Weinflaschen nur gefärbtes Wasser vorzusetzen, ihm aber immer reinen Wein einzugießen —“

— Der Gardist stammte nicht aus dem Bácszer Komitat, hatte also auch keine so ritterlichen Ansichten über die beim Trinken zu beobachtenden Anstandsregeln und willigte daher ohne weiteres ein. Ja, als sich Milan Gyurfovics mit herausfordernder Miene ihm gegenüber niederließ, machte der Rittmeister den Vorschlag, ein jeder möge aus der eigenen Flasche trinken, damit beim Eingießen keine Unregelmäßigkeiten stattfinden könnten. —

So kam es, daß die beiden Gegner die ganze Nacht hindurch Wasser aus dem artesischen Brunnen zu Kecskä tranken, worüber sich die übrigen, die Horfay in den harmlosen Scherz eingeweiht hatte, beinahe frank lachten. Die anderen Gäste tranken wirklichen Wein, und um Mitternacht fühlte sich der Monocle-Elefant veranlaßt, den sogenannten „Werber“ fünfzehnmal hintereinander zu tanzen. Eine Hand in die Hüfte gestemmt, das Monocle ins Auge geklemmt, tanzte er mit so strenger, hochmütiger Miene, wie König David einst vor der Bundeslade getanzt haben mochte. Er unterbrach seinen Tanz nicht einmal, als der tolle Elefant gegen ein Uhr morgens seinen Revolver, den er stets bei sich hatte wie

andere Leute ihren Taschenkamm, hervorzog und ohne jede Einleitung viermal hintereinander in die große Baßgeige schloß, deren unablässiges Summen ihn wütend machte. Die anderen Herren, Horkay und Gyurkovics, warfen sich sofort auf ihn und nach erbitterter Gegenwehr gelang es ihnen auch, ihn zu entwaffnen. Nun erklärte der tolle Elefant, daß er entehrt sei und nicht länger leben wolle. Um einen Selbstmord zu verüben, rannte er mit dem Kopf mit aller Gewalt gegen die Baßgeige; doch erwies sich sein eckiger Schädel als viel solideres Material als die Baßgeige und sein Kopf verschwand bis an den Hals in dem zertrümmerten Boden des Instruments. Nun ließ Horkay eine Baumsäge holen und sägte seinen Freund sachverständig aus der Halsklemme heraus, wobei die Baßgeige so entsetzlich heulte, wie der eherne Stier des Tyrannen von Syracus.

Zwischen Milan und dem Gardisten nahm der wilde Wettkampf, welchen man auch Wassergefecht nennen könnte, inzwischen seinen Fortgang. „Es ist fabelhaft, was der Mensch verträgt!“ dachten sich beide im stillen. — „Ich trinke aus keinem Fingerhut!“ schrie der Rittmeister, sein Glas ungeduldig zu Boden schleudernd. Nun setzten die Diener den Trinkern goldene Becher vor, deren jeder zumindest einen Liter faßte. — „Auf die Gesundheit Deiner kleinen Mama!“ sagte Milan, seinen Becher bis auf den Grund leerend. Das viele Wasser, welches er bereits verschluckt, hatte ihn sehr verstimmt und er war überzeugt, daß am nächsten Morgen Frösche in seinem Magen quaken werden. — „Auf unser nächstes Zu-

sammentreffen!“ erwiderte der Rittmeister, seinen Becher gleichfalls auf einen Zug leerend. Er wurde vor Anstrengung blau im Gesicht, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne, denn er war ein geschworener Feind des Wassers, selbst des artesischen Wassers von Kácska, welches er sonst nur zum Waschen zu benützen pflegte. „Rieslinger her!“ schrie er. Der Diener stellte zwei mit Wasser gefüllte Rieslinger-Bouteillen vor sie hin. — „Cognak!“ befahl Gyurkovics, als sie auch damit fertig geworden. Jetzt goß der Kammerdiener etwas mehr schwarzen Kaffee in das Wasser. — „Ich trinke auf den Krieg!“ sagte Milan. Er leerte eine halbe Flasche. Der Rittmeister aber hielt es nicht mehr länger aus. Er fühlte sich so totkrank, so unsäglich schlaff und verwässert, so nervös und entkräftet wie noch nie im Leben. Nicht einmal, als ihm die Kosakenoffiziere an der russischen Grenze einst drei Tage hindurch nichts als Rum zu trinken gaben. Noch sechs Wochen nach diesem Wassergefecht schloß er die Augen, wenn sein Wagen über eine Brücke fuhr, nur um kein Wasser sehen zu müssen. „Ich würde auf den ewigen Frieden anstoßen,“ sprach der Gardist; „möchte Dich aber vorerst um eine Gefälligkeit bitten.“ — „Bitte, sprich!“ — „Brich jeden Verkehr mit der Baronin ab, besuche sie nicht mehr, und wenn sie Dich ruft, so gehe nicht! Auch auf ihre Briefe antwortete nicht!“ — „Und wenn sie mich dann für einen Bauern hält?“ — „So würde sie Dich für einen Bauern halten. Sind meine Worte deutlich genug?“ — „Nur dumme Leute sind feig,“ sagte sich Milan im stillen; laut aber fügte er hinzu: „Was würdest Du

antworten, tapferer Rittmeister, wenn man Dir einen derartigen Antrag stellen würde?" — „Das kann ich Dir nicht sagen.“ — „Aber ich kann es Dir sagen. Du würdest antworten: Ungezogener Bengel! Sind meine Worte deutlich genug?" — Der Gardist behielt merkwürdigerweise seine Ruhe bei. „Du sprichst wie ein Buch! Auf diese Weise werden wir uns sehr leicht verständigen!" Damit verließ er den Saal, welcher bereits dem Krater eines seinem Ausbruche nahen Vulkans gleich, einen so höllischen Lärm vollführten die sich amüsierenden Herren.

Milan faßte Horkay am Arm, der mit dämonischem Feuer die Zigeuner dirigierte. „Franz, wir duellieren uns!" — „Sehr gerne!" erwiderte jener mit purpurrotem Gesicht und schürzte kampfbereit seinen Rockärmel empor. — „Nicht mit Dir, sondern mit dem Rittmeister!" — „Mit dem Österreicher?" und Horkay ließ einen wilden Kriegeruf hören, mit welchem die heidnischen Hunnen einst in den Kampf gezogen sein mochten. Dabei fiel ihm ein Lied ein, welches ihm die Zigeuner auf der Stelle aufspielen mußten, wobei er der größeren Wirkung wegen das Cymbal mit beiden Fäusten bearbeitete. — „Mit dem kann man nicht sprechen," sagte sich Milan und suchte den Monocle-Elefant auf, der sich im Besitze eines Gesichtes befand, wie man sich kein passenderes für ein Duell wünschen konnte. Der Monocle-Elefant saß auf der Fensterbrüstung, von wo man ihn schon seit zwei Stunden nicht herunterlocken konnte. Selbst seinen Wein ließ er sich dorthin bringen. Er wurde von der absonderlichen Halluzination beherrscht, daß sich

das Haus infolge eines ununterbrochenen Erdbebens fortwährend bewege, und einst hatte er gelesen, daß bei solchen Gelegenheiten ein Thürstock oder eine Fensterbank die meiste Sicherheit biete. Von dieser fixen Idee abgesehen, schien er vollkommen nüchtern zu sein, ja trug sogar eine noch vornehmere Miene als sonst zur Schau. — „Du, ich duelliere mich mit dem Gardisten,“ sagte Milan zu ihm. — „Dagegen protestiere ich.“ — „Aber weshalb denn?“ — „Ich behalte mir das Prioritätsrecht vor. Zuerst wird sich der Rittmeister mit mir duellieren.“ — „Hat er Dich beleidigt?“ — „Er sowohl als auch die anderen. Ich werde sie alle fordern lassen, vor allem aber Dich —“ — „Aber was fällt denn Dir ein?“ — „Näheres wirst Du von meinen Sekundanten erfahren.“ — Mit dem konnte man auch nicht reden. Milan wendete sich also zu Maday und sagte: „Es wäre vielleicht gut, zu Bette zu gehen.“ — „Störe die Gesellschaft nicht!“ fuhr ihn der Graf an. „Wer schläfrig ist, möge schlafen gehen, aber nicht die Gesellschaft stören!“ — Milan zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er schon halb im Schlummer noch ein entferntes Toben vernahm. Es war das ein Getöse, als bereite sich ein Vulkan zum Ausbruche vor.

Nach sechs Uhr führte der tolle Elefant wieder eine arge Panik unter den Zechern herbei. Man bemerkte plötzlich, daß sein Gesicht blau wurde und ihm die Augen aus den Höhlen traten. Es war klar, daß er den Atem gewaltsam zurückdränge. Jetzt hatte er dieses Selbstmordmittel gewählt, weil er sich noch immer für ehrlos hielt. Man mußte ihn gewaltsam einer

Massage unterwerfen und ihn auf künstliche Weise zum Atmen zwingen. Nun wurde der Tolle sehr zahm und verlangte ins Bett. — „Störe die Gesellschaft nicht!“ schrie Graf Máday dröhnend. Später richtete der Monocle-Elefant eine lange Abschiedsrede an die Versammelten, worauf Máday voll Mut empor sprang und dabei eine Anzahl Gläser und Flaschen vom Tische warf. „Ich habe bereits gesagt, es soll niemand die Gesellschaft stören!“ — Gegen acht Uhr waren nur mehr zwei Personen im Saal: Horkay und Graf Máday. Nun wurde letzterer mit einem Mal schläfrig. „Wie wär's, Gevatter,“ sprach er; „wenn auch wir ein wenig schlafen gingen?“ — „Störe die Gesellschaft nicht!“ rief Horkay vorwurfsvollen Tones aus. Máday ging zu Bett; Horkay amüsierte sich bis neun Uhr, und da er so allein nicht trinken konnte, so goß er sich in zwei Gläsern ein und stieß mit sich selbst an.

Gegen zehn Uhr weckte Horkay Gyurkovics und sprach: „Weshalb sagtest Du mir nicht gleich, daß Du mit dem Rittmeister ernstlich Streit hattest? Soeben sprach ich mit Máday, der das Mandat des Gardisten besitzt.“ Horkay hatte ein kaltes Bad genommen und schien ziemlich nüchtern zu sein. Nur mit den zwei Händen gestikulirte er in auffallender Weise. — „Erledige die Sache mit ihm,“ sagte Milan; „ich bin mit allem einverstanden. Nun wäre es mir lieb, wenn die Geschichte möglichst bald erledigt werden könnte —“

Mittags holte Horkay seinen Freund ab. „Alles in Ordnung,“ meldete er. „In einer Stunde werdet Ihr Euch duellieren, — auf Säbel. Ich meinerseits

hätte Pistolen vorgezogen; doch erinnerte ich mich, daß Du ein vorzüglicher Fechter bist, und so gab ich mich auch mit Säbel zufrieden —“ — Das ganze spielte sich mit fürchterlicher, fast schwindelnder Schnelligkeit ab; Milan hatte kaum Zeit zum Nachdenken. Nun fuhren die Herren nach Alsó-Kécska hinüber; im ersten Wagen saß der Rittmeister mit Máday und dem tollen Elefanten, im zweiten Gyurkovics mit Horfay und dem Monocleträger. Vor dem Gemeindehaus hielten die Wagen, und dort wurden die Herren von dem bereits avisierten Bezirksarzt erwartet. Der zukommende Stuhlrichter hatte ihnen den großen Beratungssaal, aus welchem die überflüssigen Möbelstücke entfernt worden waren, zur Verfügung gestellt.

Als sich die beiden Gegner zu entkleiden begannen und Horfay die haarscharfen Säbel, welche ihnen der höfliche Graf Máday aus Gefälligkeit überlassen hatte, aus dem Futteral nahm, bemächtigte sich des tollen Elefantovics, den bisher ein jeder für nüchtern gehalten, mit einem Male ein Wutanfall. Er begann zu toben und verlangte schreiend, man möge einen Säbel ihm geben, denn er wolle sowohl den Rittmeister als auch Gyurkovics in Stücke hauen. Dem Monocle-Elefanten war das Benehmen seines jüngeren Bruders überaus peinlich. Er trat sofort hervor und hielt eine an Perioden überreiche, auf hohem rhetorischen Niveau stehende Rede, in deren Verlauf er den Nachweis erbrachte, daß die Ungarn an Zahl so wenig sein, daß man selbst den Vaternörder begnadigen müßte, und so forderte er Hetwit und Milan auf, einander die brüderliche Rechte zu reichen

und ihre mörderischen Waffen gegen die Feinde des Vaterlandes zu kehren. Horkay bemühte sich, Elefantovics mit der Erklärung zu beruhigen, daß Hetwiz ein Österreicher und der oben zitierte Ausspruch des großen Széchenyi in diesem Falle daher nicht anwendbar sei. Dies veranlaßte Elefantovics zu einer neuen Erwiderung, und Gott weiß, wohin noch seine Auseinandersetzungen geführt hätten, wenn Horkay die beiden Brüder nicht mit List in ein Nebenzimmer gelockt und die Thür hinter ihnen versperrt hätte.

„Kann es endlich losgehen?“ fragte Hetwiz ungeduldig. Milan hatte inzwischen die athletischen Muskeln seines Gegners mit augenscheinlichem Mißtrauen betrachtet. Er war so ziemlich darüber im reinen mit sich, daß seiner nur mehr eine Aufgabe harrte: er mußte sich mit guter Miene in Stücke hauen lassen. — „Achtung! Los!“ — Die beiden Klingen trafen zusammen. Milan führte ein paar Hiebe, aber schon im nächsten Moment traf ein furchtbarer Hieb sein rechtes Ohr. — „Nimm Dein Ohr in acht!“ sprach der Gardist heiter. Es war ein flacher Hieb gewesen. Horkay zog die Luft unmutig durch die zusammengepreßten Zähne. Sein Freund focht unglaublich schlecht; er focht in der That wie eine Köchin, aber nicht einmal wie eine reguläre Köchin, sondern wie ein Aus Hilfsmädchen. — „Los!“ — Milan fuchtelte ein wenig mit seinem Säbel umher, dann wurde es ihm grün und blau vor den Augen infolge des furchtbaren Hiebes, welcher abermals sein Ohr traf. Auch das war ein flacher Hieb. Der nächste kam bereits scharf; den aber fing Horkay unter einem

nichtigen Vorwand mit imponierender Gewandtheit auf; der Gardist machte augenscheinlich mit Milan, was er wollte. Er sah die Brust und den Unterleib seines Gegners fortwährend unbedeckt vor sich; doch hatte er es nur auf das rechte Ohr Milans abgesehen. Beim vierten Gang ereignete sich dann der absonderliche Fall, welcher den duellfähigen Persönlichkeiten des Komitats noch lange Zeit hindurch Stoff zu Debatten lieferte. — „Halt!“ rief Horkay aus. Eine Zehntelsekunde vor oder nach dem Kommandowort hatte der Säbel Milans den Arm des Rittmeisters von der Schulter bis zum Ellenbogen aufgeschlitzt. Der Säbel entfiel der Hand des Gardisten und der Verwundete blickte mit wüthendem Staunen auf seinen blutenden Arm. „Das ist ja nicht möglich!“ waren seine ersten Worte. Es war aber dennoch so. Milan hatte den Rittmeister verwundet. — „Solch ein Blödsinn ist mir auch noch nicht widerfahren!“ jagte der letztere. Milan salutirte höflich mit dem Säbel und begann sich anzukleiden.

„Wir kommen schon noch einmal zusammen!“ brumnte Hetwig, den die Beschämung ganz kindisch gemacht hatte, worauf Horkay statt seines Landsmannes zur Antwort gab: „Nun wirst Du Dich bereits überzeugen haben, daß Gyurkovics gar keiner Begegnung aus dem Wege geht —“ Damit geleitete er seinen Freund auf die Straße hinaus, wo die Bewohner des Dorfes unter der Aufsicht des Stuhlrichters und zweier Gendarmერიewachtmeister in musterhafter Geduld und Ordnung auf das Resultat des Gottesurteils warteten. Die Herren stiegen in ihren Wagen und fuhren in

das Schloß zurück. Als man auf dem freien Felde angelangt war, empfand Milan ein unbezähmbares Verlangen, seinen Hut in die Höhe zu werfen oder zumindest aus tiefem Herzen aufzujuchzen. Er unterdrückte trotzdem diese Gefühlsregung und begnügte sich zu sagen: „Meine Finte hat mich noch niemals im Stiche gelassen —“ — Horkay maß seinen Freund mit einem verwunderten Blick; dann sprach er trockenen Tones: „Wenn sich der liebe Gott nicht ins Mittel gelegt hätte, so hätte Dir der Österreicher beide Ohren abgeschnitten!“

Als Milan eine Stunde später in den Saal trat, wo die Jagdgesellschaft beim Gabelfrühstück versammelt war, konnte er aus der plötzlich eingetretenen Stille und den sich auf ihn richtenden neugierigen Blicken die Überzeugung schöpfen, daß die Kunde von dem Duell bereits in das Schloß gedrungen war. In der That flüsterten sogar die aufwartenden Diener beim Buffetschrank von dem mageren jungen Herrn, der den Eisenspreßer in Stücke gehauen hatte. — „Sie reisen bereits ab?“ fragte Gräfin Maday befangenen Tones. „Wichtige Angelegenheiten erheischen meine Gegenwart in der Hauptstadt. Ich wäre schon gestern abgereist, wenn mich nicht — eine noch wichtigere Angelegenheit hier zu bleiben gezwungen hätte —“ Da er die Baronin Hetwiz im Speisesaal nicht vorfand, dankte er dem Hausherrn für die ihm bewiesene Gastfreundschaft und verabschiedete sich von der Gesellschaft. Er schritt dabei rings um den Tisch und bemerkte, daß das stechende Auge des Feldzeugmeisters unablässig, wie bezaubert an seinem rechten Ohr haften, welches rot war wie

glühendes Eisen. Der Blick der gelben Frau von Leutschau begleitete ihn bis zur Thür und die drei kleinen Gräfinnen blickten ihm voll schwärmerischer Begeisterung nach. — „So mußte es kommen,“ sagte sich Milan, dessen rechte Hand von den heißen Händedrücken fast erlahmt war; „und nun kann ich erhobenen Hauptes meines Weges ziehen. Von Budapest aus werde ich der Gräfin einen Blumenstrauß und den drei kleinen Gräfinnen drei Bonbonnières schicken, und damit Punktum!“

Vor dem Schloß erwartete ihn der Viererzug Gorkays. Neben dem rechten Handpferde stand die junge Baronin mit dem Hut in der Hand und richtete zärlischen Tones einige Worte an das kurzschwänzige, feurige Tier, wobei sie die Lippen spitzte. Als sie Gyurkovics erblickte, schloß sie die Augen und streckte ihm mit einem schwachen Lächeln beide Hände entgegen, indem sie sagte: „Wie sehr habe ich für Sie gezittert!“ „Werde ich Sie wiedersehen?“ fragte Milan, der unbekümmert um die neugierigen Blicke des Kutschers und des Lakaien die Hand der Baronin in der seinigen behielt. Die schöne Frau nickte bejahend mit dem Kopf. „Morgen Mittag speisen wir zusammen.“ — „Morgen Mittag? Wo?“ — „In meinem Palais in der Josephsgasse zu Budapest —“ — „Sie reisen also ab?“ — „Ja, ich reise. Selbst in dem Genuß der Familienfreuden muß man Mäßigkeit bekunden.“ — „Also Morgen!“ — „Ich werde Ihnen eine wichtige Mitteilung machen — die vielleicht — auch für Sie — Interesse — haben wird —.“

Als sich der Wagen in Bewegung setzte, stand die Baronin auf den Stufen der Terasse und blickte mit gekreuzten Armen, wie es Napoleon I. zu thun pflegte, sinnend Milan Gjurkovic's nach.

XVIII.

Raum hatte sich der Schnellzug in Bewegung gesetzt, als Milan von einem plötzlichen Entsetzen erfaßt wurde. Er erinnerte sich an seine unschuldigen zwei Brüder, Georg und Alexander, die nun schon seit vier Tagen in ihrer Wohnung in der Sándorgasse und in Gesellschaft der weißen Piquéweste schmachtend seiner Ankunft harreten. Bei der nächsten Station steckte er den Kopf bereits zum Fenster hinaus und sprach voll wütender Ungeduld: „Noch immer sind wir nicht in Budapest? Ein Skandal, wie langsam dieser Zug fährt! Man sollte sich an den Amerikanern ein Beispiel nehmen!“ Er kaufte eine hauptstädtische Zeitung und atmete erleichtert auf, als er einen Blick auf den Leitartikel geworfen. „Der Nachfolger des Ministers Dénes!“ lautete die Überschrift desselben. Sein Minister war also endgültig gestürzt worden. Der unbefoldete Herr Hilfskonzipist war seit zehn Tagen nicht in seinem Amt gewesen und gedachte zuweilen voll düsterer Ahnungen an die Disziplinarfolgen seiner Saumseligkeit; jetzt aber tröstete er sich damit, daß er inmitten der allgemeinen Umwälzung auch aus diesem Dilemma einen Ausweg finden werde.

„Dénes ist also gestürzt worden,“ bemerkte Milan, zu seinem Reisegefährten gewendet. Sein Reisegefährte war ein Mitglied der Jagdgesellschaft aus Récska, jenes bewußte Kasinomitglied, dessen Namen er nicht kannte und von dem er nur soviel mußte, daß es überall zu sehen sei und in jedem Hause Zutritt habe. — „Es thut mir leid um Dénes,“ sprach jener; „denn er war mein Schulgenosse und sehr befreundet mit mir —“ — „Merkwürdig, wieviele Schulgenossen ein Minister hat!“ sagte sich Milan im Stillen. — „Jetzt wird er vielleicht die Baronin Hetwiz heiraten,“ fuhr der andere fort. — „Wen wird er heiraten?“ — „Die Baronin Hetwiz.“ — „Der Minister Dénes?“ — „Aber natürlich! Das ganze Komitat zerbricht sich ja den Kopf darüber —“ Und der alles wissende Herr — denn Milan war klug genug, um die eigene Unwissenheit nicht zu verraten — begann eine ausführliche Darlegung des Falles Hetwiz-Sanky. „Früher verkehrte ich sehr häufig im Hause Sanky und ich erinnere mich ganz genau an die Zeit, da die jetzige Baronin noch ein junges Mädchen war. Schon damals war sie ein wenig — wie soll ich's nur nennen? — ein wenig überspannt! Sie verliebte sich in den Sohn ihres Amtmannes, Verwalters, oder was der Mann bei ihr war; Dénes war damals noch ein kleiner Beamter im Ministerium. Es mochte das eine große, mächtige Leidenschaft sein und im ganzen Komitat behauptete man, daß die Baronin Frau Dénes werden würde. Thatsache ist, daß die Baronin Sanky dies zum größten Entsetzen des Gothaischen Almanachs durchsetzen wollte, als sich die Liebenden irgend einer Nichtigkeit wegen ent-

zweiten. Die Baronin verlangte nämlich, Dénes möge sich in den Adelsstand erheben lassen, was eine Kleinigkeit gewesen wäre. In seiner bürgerlichen Empfindlichkeit geriet Dénes hierüber in Zorn, und da sich hier der halbstarrigste Mann und die eigensinnigste Frau des Landes gegenüberstanden, so trat der Bruch ein. In ihrer Erbitterung heiratete die Baronin den alten Hetwiz, um den Bruch zu einem endgültigen zu machen, und Dénes als wütender Streber erklimm seither sämtliche Stufen der Beamtenlaufbahn —“ — Milan Gyurkovics erinnerte sich hier an seine Begegnung mit der Fliederdame auf der Galerie des Abgeordnetenhauses. Sein Reisegefährte aber fuhr in seinen Betrachtungen fort: „Wer mit den beiden häufiger in Berührung kommt, muß zu der Überzeugung gelangen, daß sie — trotzdem sie einander konsequent meiden und keines den Namen des anderen ausspricht — bis in die Fingerspitzen von verzehrender Leidenschaft für einander erfüllt sind. Thatsache ist, daß Dénes den Frauen gegenüber, die den vielbeneideten Junggesellen häufigen Stürmen aussetzen, eine auffallende Gleichgültigkeit bekundet und die Baronin Hetwiz verzweifelte Anstrengungen macht, um von ihrem Gatten loszukommen. Wenn Dénes dieser Frau ein gutes Wort zukommen ließe, ich glaube, sie würde alles im Stich lassen und ihm blindlings folgen. Bisher nahm Dénes aber eine viel zu exponierte Stellung ein, als daß er sich durch einen derartigen Wandel hätte bloßstellen dürfen; heute stehen die Dinge aber anders. Dénes ist nicht mehr Minister und hat bei Hofe, dessen Gunst er endgültig eingebüßt hat, nichts mehr zu ver-

lieren. Er hat von der irdischen Größe verkostet, ist derselben überdrüssig geworden und wird jetzt vielleicht das Verlangen haben, auch davon zu verkosten, was man Liebesglück nennt —“ Der Reisegefährte schwieg und Milan machte eine unmutige Bewegung mit der Hand, als hätte er eine lästige Fliege verscheuchen wollen; im Stillen sagte er sich aber: „Dieser Herr, den ich nicht einmal kenne, ist entweder ein Poet oder ein altes Klatzschweib oder ein gedankenloser Schwärzer — denn daß zwei Menschen einander insgeheim zehn Jahre hindurch lieben, pflegt in Romanen sehr oft, in Kécska dagegen nicht vorzukommen —“ — Dann begannen sie über andere Dinge zu sprechen, und der Reisegefährte machte bei sich die Bemerkung, daß der andere, dessen Namen er auch nicht kannte, ein sehr liebenswürdiger Mann sei. — —

Als Milan Gyurkovics am Bahnhof zu Budapest einen Mietwagen bestieg, bemächtigte sich seiner eine fürchterliche Ungeduld. „Fahr so schnell Du nur kannst!“ rief er dem Kutscher zu. In der Sándorgasse angelangt, sprang er über vier Stufen zugleich, nur um schneller hinaufzukommen. „Wenn ich nur nicht zu spät komme!“ — Die Thür war abgesperrt, auf sein ungeduldiges Pochen antwortete niemand und auch in der Nische der Frau Anna regte sich nichts. Zum Glück hatte er den Vorzimmerschlüssel bei sich, so daß er dennoch in die Wohnung eindringen konnte. Mit stürmisch pochendem Herzen trat er in das erste Zimmer. Er war tief bewegt, gleich dem Bergmann, der in den verschütteten Schacht eindringt, wo die verunglückten Ge-

nossen seit fünf Tagen auf Hilfe warten. „Georg! Alexander!“ rief er zärtlichen, tröstenden Tones. Keine Antwort. Im zweiten Zimmer standen beide Betten leer. „Kinder, machet keine Dummheiten!“ sprach Milan lachend; doch kam ihm das Lachen nicht aus dem Herzen. Die Wohnung war so kalt, leer und unfreundlich. Er ging wieder in die Nische der Frau Anna hinaus und kam wieder zurück. Wohin mochten alle geraten sein? Dann durchstöberte er die zwei Zimmer, blickte sogar unter das Bett, entdeckte aber keinerlei Anzeichen, aus welchen man auf das Vorhandensein von Menschen hätte schließen können. Die Wohnung war fahl und leer wie eine wüste Insel in der Mitte des Ozeans. — Endlich öffnete er selbst die Schränke, und in einem derselben, in einer Ecke, lag vergessen und geheimnißvoll gleich den Gebeinen eines vorjüngstlichen Thieres die weiße Piquéweste. — Ein abergläubischer Schrecken bemächtigte sich seiner, als er mit einem Male ein Geräusch hinter sich vernahm. In der Thür sah er Frau Anna stehen mit einem großen Tuch um die Schultern und einem Paket in der Hand. Auch Frau Anna erschrak, als sie die verstörte Miene ihres Mieters erblickte. „Jesus Maria!“ sprach sie. „Sie sind also noch am Leben?“ — „Wo ist Georg? Wo ist Alexander?“ — „Haben denn nicht Sie die jungen Herren mit sich genommen?“ — „Ich?“ Was er von Frau Anna erfuhr, beunruhigte ihn noch mehr. Die jungen Herren waren vor vier oder fünf Tagen aus der Wohnung verschwunden, kurze Zeit nachdem Milan nach Kecska abgereist war. — „Wo mögen Sie hingeraten

sein?" fragte Frau Anna. Milan zuckte trotzig die Achseln. „Bin ich etwa der Hüter meiner Brüder?" Er bediente sich der klassischen Antwort, welche Raimon erteilt hatte, als der Herr nach Abel fragte. „Raimon! Raimon! Wo sind denn Deine Brüder Georg und Alexander?"

Obgleich ich damit den Ereignissen voraneile, will ich schon hier erwähnen, daß Milan noch drei Tage lang vergebens auf seine Brüder wartete. Er begann, sie in den Kaffeehäusern zu suchen, in welchen sie zu verkehren pflegten, doch ohne Resultat; er telegraphierte an seine Mutter nach Bács-Tamásház, erhielt aber auch von dort die Nachricht, daß man keine Ahnung von dem Verbleib der beiden Jungen habe. Er machte noch einen Versuch. In einem verbreiteten Tagblatt ließ er das folgende Inserat einrücken: „Georg und Alexander kommt nach Hause! Es ist alles verziehen! — Milan." Auch das war erfolglos. — — —

XIX.

Als Milan am Tage nach seiner Ankunft sich im Palais Sany in der Josephsgasse einfand, konnte er sich überzeugen, daß Baronin Hetty ihr Wort zu halten pflegte. Die schöne Frau empfing ihn im Vorzimmer. Sie befand sich noch im Reisekleid. „Vor einer Stunde bin ich aus Kecské angelangt. Ich bin mit dem Wagen gekommen." Sie geleitete ihn in einen kleinen Salon, stellte ihm dort eine Flasche Cognac und eine Schachtel mit Cigaretten vor und zog sich zurück, um die Kleider zu wechseln. Sie kam erst nach einer ziemlich langen

zurück und da war sie vom Kopf bis zu den Füßen gelb. Ihre Haustoilette, welche sie um den schlanken Leib mit einer Seidenschnur befestigt hatte, war aus gelbem Atlas angefertigt, die Handschuhe waren gelbes, schwedisches Leder, die Strümpfe aus gelber Seide. Nur das Gesicht zeigte einen rosigen Schimmer von dem kalten Wasser. Ihr erstes war, mittelst eines kleinen Ballons Fliederparfüm im Zimmer zu zerstäuben, dann befahl sie, zum Gabelfrühstück zu decken; aber nicht im Speisezimmer, sondern in ihrem kleinen Salon. Zu zweien saßen sie bei Tische wie ein junges Ehepaar. Der Tisch stand vor dem Kamin, einem echten venetianischen Kamin und keinem von jenen, die in den Novellen vorkommen. Die schöne Frau entwickelte einen bewunderungswürdigen Appetit. Sie war von Früh bis Abend fortwährend in Bewegung wie ein Kind und hatte stets einen Wolfshunger, wenn sie sich zu Tisch setzte.

Beim schwarzen Kaffee, als sich der aufwartende Diener bereits zurückgezogen hatte, zündete auch die Baronin eine Cigarette an. Sie lehnte sich in ihrem Fauteuil zurück, ließ die weißen Zähnen sehen und blickte Milan eine Weile an. Man sah es ihr an, daß sie etwas Schlimmes im Schilde führte. „Sind Sie neugierig?“ fragte sie mit einem Male, und ernster werdend fügte sie hinzu: „Ich halte Sie für einen sehr charaktervollen Menschen, Gyurkovics! Ja, wenn ich aufrichtig sein soll, so sind Sie der erste charaktervolle Mensch, dem ich im Leben begegnet bin. Denn die Übrigen, die Übrigen — eh!“ Und mit einer symbo-

liſchen Bewegung der Hand warf ſie ihre Cigarette in den Kamin. — „Verfügen Sie über mich,“ ſprach Milan. — „Hören Sie alſo, was ich beabſichtige. In der Chriſtinenſtädter Arena, welche das einzige Sommertheater in Buda iſt, wird noch immer geſpielt. Übermorgen findet die Abſchiedsvorſtellung ſtatt, und zwar wird ‚Die ſchöne Helena‘ gegeben —“ Die Baronin verſtumnte, blickte Milan mit einem ſanften, ſlehenden Lächeln an und fuhr dann fort: „Gyurkovics, lieber, guter Gyurkovics, ich will übermorgen in der Chriſtinenſtädter Arena die Rolle der ſchönen Helena ſpielen!“ — Milan ließ vor Schrecken faſt die Kaffeetaſſe fallen. „Die ſchöne Helena wollen Sie ſpielen?“ — „Ja — zwar würde ich es im Hinblick auf die kühle Witterung vorziehen, dieſe Rolle in einem heizbaren Theater ſpielen zu können; da dies aber nicht möglich iſt, ſo bleibt uns nichts anderes übrig, als den Direktor der Arena für unſeren Plan zu gewinnen —“ — „Aber weſhalb wollen Sie denn überhaupt auftreten?“ — „Weil, wenn ich die ſchöne Helena nicht ſpielen kann, ich vor Kummer ſterben muß; ſpiele ich aber dieſe Rolle, ſo wird mich mein Gatte ohne Zweifel verſtoßen und das würde mich unausſprechlich glücklich machen. Biſher habe ich auch ſchon gar mancherlei verſucht, um ihn zu einer Scheidung zu veranlaſſen; doch iſt er ein ſchrecklich anhänglicher Gatte. Was für Argerniß ich auch erregen mochte, er verleugnete oder glättete alles. Die ſchöne Helena aber könnte er weder verleugnen noch vertuſchen — denn die wird Tauſende von Zeugen haben und die Zeitungen werden ausführlich über die

Sache berichten. Schon seit langer Zeit halte ich diesen Trumpf in der Reserve, und nun ist der Moment gekommen, um ihn auszuspielen —“ — „Und weshalb haben Sie ihn nicht früher ausgespielt?“ fragte Milan, der sich an die Mittheilungen jenes Reisegefährten erinnerte. Die schöne Frau schlug verschämt die Augen nieder; sie befand sich offenbar in einer argen Verlegenheit. „Sie fragen mich so merkwürdige Dinge, Gjurkovies!“ Dann wurde sie aber etwas mutiger, und die Hand auf den Arm des jungen Mannes legend, fügte sie lächelnd hinzu: „Ahnen Sie denn gar nicht, weshalb ich um jeden Preis jetzt die Scheidung von meinem Gatten durchsetzen will?“

Thatsache war, daß die schöne Frau ihren Trumpf bis heute nicht auszuspielen gewagt hatte. Sie fürchtete, ihre Familie werde sie nach einem derartigen Skandal für verrückt erklären lassen, zumal dies die Lieblingsidee der gelben Frau von Leutschau war. Nach gepflogenen Beratungen mit den hervorragendsten Rechtsgelehrten der Hauptstadt hegte sie indessen keine Furcht mehr vor dieser Eventualität; ja, sie mußte sogar schon, daß, selbst wenn der Feldzeugmeister sie für verrückt erklären ließe, dies ihr nur zum Vorteil gereichen würde. Wird die Baronin für verrückt erklärt, so wird sie den Nachweis liefern, daß sie schon bei ihrer Verheirathung verrückt war, vielleicht sogar noch verrückter, und in diesem Falle würde der heilige Stuhl ihre Ehe sicherlich für null und nichtig erklären.

Milan versuchte, mit der jungen Frau zu feilschen. „Es wäre vielleicht doch besser, in einer anderen Rolle

aufzutreten, — vielleicht in der der Waise von Lowood?“ — Die Baronin schüttelte den Kopf. „Nein! nein! Die Rolle der schönen Helena entspricht mehr meiner künstlerischen Individualität. Außerdem weiß ich schon die ganze Rolle auswendig, denn als Mädchen wollte ich bereits bei einer Dilettantenvorstellung in derselben auftreten — doch mein Vormund, der Einfaltspinsel, gestattete es nicht —“ Dann sagte sie Milan, was er zu thun habe. Vor allem muß er mit dem Direktor sprechen; dem kann er versprechen, soviel er will, tausend oder zweitausend Gulden. Die Hauptsache ist, daß die Vorbereitungen geheim bleiben, denn wenn der Feldzeugmeister eine Ahnung davon bekommt, so verhindert er die Vorstellung noch im letzten Augenblick. Die Vorstellung muß mit der gewohnten Primadonna der Arena angesetzt werden, dann wird die Primadonna eine Stunde vor der Vorstellung heiser, worauf man erst die neuen Theaterzettel mit dem Namen der Gattin des Feldzeugmeisters Baron Hetwig anschlagen wird. „Und nun eilen Sie nach Buda hinüber und berichten Sie mir, was Sie mit dem Direktor vereinbart haben —“

Als sie dem jungen Mann die Hand reichte, geriet dieser auf den tollkühnen Gedanken, die Baronin zu umarmen. Der gelbe Seidenknäuel entschlüpfte jedoch gewandt seinen Armen und verschanzte sich hinter dem großen Fauteuil. „Seien Sie nicht unverschämt, lieber Freund, und warten Sie die Dinge ab!“ Sie warf dem jungen Mann, der bereits an der Thür stand, eine Kußhand zu und begann, mit ihrer hübschen kleinen Stimme zu trällern:

„Was doch das Herz Aphroditens bewegt,
Daß sie der Jugend, der Tugend so Fallstricke legt?“

Milan entledigte sich seines ehrenvollen Auftrages in sehr gewissenhafter Weise. Der Direktor empfing ihn mit der düsteren Erhabenheit eines vom Schicksal verfolgten Königs; doch als der junge Mann der bewußten tausend Gulden Erwähnung that, geriet er in Zorn. Wofür man ihn wohl halte? Was? Ihn könne man nicht so leicht bethören! Tausend Gulden? Soviel Geld giebt es vielleicht nicht auf der ganzen Welt! Nur schwer konnte ihm begreiflich gemacht werden, daß das Anerbieten ernst gemeint sei. Dann schmolz der Herr Direktor dahin wie Schnee im Frühlingssonnenschein. Er wurde zutraulich und gefügig wie ein Schoßhündchen, und wenn die Baronin den Wunsch geäußert hätte, so hätte sie nicht nur als schöne Helena, sondern sogar als König Lear auftreten können.

Zur Mittagszeit des drittnächsten Tages wurde die erste und letzte Probe abgehalten. Noch immer wußten die Schauspieler nicht, wer die geheimnisvolle schöne Frau sei, die, in einen kostbaren Sammtmantel gehüllt, zwischen den Kulissen auf- und abging. — „Prächtig! entzückend!“ rief der Direktor wiederholt aus. — „Es unterliegt keinem Zweifel, daß man sie auszischt; doch das thut nichts,“ sagte Milan, der sich ganz allein in dem halbdunkeln Zuschauerraum befand. Die Baronin verplauderte einige Stunden auf der Bühne, und als sie nach beendeter Probe mit Milan nach Hause fuhr, wußte sie von dem Stück so wenig wie vor der Probe.

Der große Abend war gekommen. Die schöne Frau wollte ohne Begleitung zum Theater hinüberfahren, doch hat sie Milan, sie noch vor Beginn der Vorstellung in ihrer Garderobe zu besuchen. Ein Viertel vor sieben Uhr trat Gyurkovics mit einem mächtigen Strauß weißen Flieders in der Hand in die Garderobe. Auf dem Wege dahin hatte er bereits die roten Streifen gesehen, welche man quer über den Theaterzettel geklebt hatte und welche den Vermerk trugen: „In Folge plötzlich eingetretener Heiserkeit des Fräuleins Paula Kiniſzi wird die Gattin Seiner Excellenz des Feldzeugmeisters Baron Hetwiz-Sankh in der Rolle der schönen Helena auftreten.“ Die Baronin saß in der glänzend erleuchteten, aus Brettern roh gezimmerten Garderobe. Ihre Gestalt verhüllte vollkommen ein pelzbefetzter, weiter Mantel, unter welchem bloß die Spitzen ihrer goldenen Sandalen hervorlugten. — „Gottlob, daß Sie schon hier sind!“ sprach sie zu Milan. Sie war ganz bleich unter der roten Schminke. — „Ihre Hand zittert,“ bemerkte Gyurkovics. — „Ich zittere am ganzen Körper — selbst die Zähne klappern mir — ich habe eine fürchterliche Angst — ich glaube, daß ich eine riesengroße Thorheit beging, als ich Ihnen Gehör schenkte —“ — „Sie schenken mir Gehör?“ — „Natürlich! Sie sind Schuld an allem — weshalb redeten Sie mir den Unsinn nicht aus? Ich bin nur ein Weib, Sie aber sind ein Mann und darum wäre es Ihre Pflicht gewesen, klüger zu sein —“ — Lächelnd hörte Milan die Vorwürfe der schönen Frau mit an. „Was wollen Sie also jetzt

thun?" fragte er dann. — „Ich werde verkünden lassen, daß auch ich heiser geworden bin wie das Fräulein Kinszi —“ — „Darüber wird der Herr Feldzeugmeister sehr erfreut sein —“ — Die Erwähnung dieses Herrn stimmte die Baronin nachdenklich.

In diesem Moment klopfte der Direktor an die Thür. „Gleich fangen wir an! Das Haus ist gedrängt voll! Ein so vornehmeres Publikum sieht man nicht einmal im Burgtheater alle Tage.“ Damit eilte er wieder davon.

„Lassen Sie Ihr Kostüm sehen!“ sprach Milan. — „Nein! nein! Ich schäme mich!“ — „So werden Sie die Rolle der schönen Helena im Pelz spielen?“ — „Auf der Bühne ist das etwas anderes — aber hier, in diesem engen Raum —“ stammelte die schöne Frau. — „Wenigstens gewöhnen Sie sich an das Feuer, noch bevor Sie auftreten —“ — „Glauben Sie, daß ich dann mehr Mut habe?“ Zögernd und mit blutrotem Gesicht ließ sie den Mantel von den schneeweißen Schultern gleiten, Milan aber schloß für einen Moment die Augen gleich dem heiligen Antonius, als er sich gegen die Versuchung des Satans wehrte. — Die Toilette der stolzen Frau Baronin bestand aus einer dicken Perlenkette und zwei goldenen Sandalen, die mit roten Bändern an den Füßen befestigt waren; außerdem trug sie eine Art griechischer Tunika, welche an den Schultern durch blitzende Diamantgraffen festgehalten wurde. „Denken Sie, daß man mich ausziehen wird?“ fragte die Baronin ängstlich. — „Was! ausziehen? Toben werden die Nichtswürdigen vor Ver-

gnügen!“ sagte Milan, der in diesem Moment auf das ganze Theaterpublikum eifersüchtig war.

Wieder klopfte der Direktor an die Thür. „Wundervoll! Wir beginnen sofort. Ich gebe nun das Zeichen. Wollen Sie sich gütigst auf die Bühne bemühen —“ — Die schöne Helena erbleichte, hüllte sich dann aber wieder in ihren Mantel und begab sich auf die Bühne mit der Ergebung eines zum Opfer bestimmten Lämmchens. Eine schöne Helena mit so sanftem Antlitz hatte man noch auf keiner Bühne gesehen. — „Es muß geschehen, mein Freund! In Gottes Namen denn!“

Als der Vorhang in die Höhe ging, standen Beide hinter einer Kulisse und lauschten mit verhaltenem Atem auf das aus dem Zuschauerraum herüberdringende dumpfe Brausen. Der Chor sang und die Baronin Hekwig machte ein Gesicht dazu, als wäre das ihr Grabgesang. „Was wird aus mir werden? Ich werde ohnmächtig werden, ich werde in die Erde versinken —“ — Der Chor trat ab und das Duett zwischen Calchas und Paris begann. — „Sofort kommen Sie an die Reihe! Belieben gütigst, auf das Stichwort zu achten!“ mahnte der Direktor.

Noch war das Stichwort nicht gefallen, als eine hochgewachsene, männliche Gestalt an die an allen Gliedern behebende schöne Frau herantrat. Der Herr trug einen Herbstüberzieher und einen Cylinder. Offenbar war er mit den Terrainverhältnissen nicht vertraut, denn er suchte forschend und spähend unter den Chorsängern. Als er aber der Baronin ansichtig wurde, erfaßte er, bei ihr angekommen ihre Hand und blickte sie mit zorn-

blitzenden Augen an. „Ich bin es!“ — „Dénés!“ Die Baronin zuckte zusammen, ließ ihr Lorgnon zu Boden fallen und fuhr sich mit beiden Händen an das tiefausgeschnittene Seidenleibchen. Ihre Überraschung hätte nicht größer sein können, selbst wenn der rächende Engel des HERRN mit der Posaune in der Hand vor sie hingetreten wäre, um den Tag des jüngsten Gerichtes zu verkünden. Auch Milan Gyurkovics richtete sich empor und lüftete seinen Hut, denn er hatte seinen früheren Minister, Seine Excellenz Stefan Dénes, erkannt, der noch eine zehntägige Amtsthätigkeit von ihm zu fordern hatte. Der Minister nahm indessen keinerlei Notiz von seinem unbefoldeten Hilfskonzipisten, sondern sprach vor Erregung zitternden, jedoch befehlenden Tones zu der schönen Frau: „Sie kommen auf der Stelle mit mir!“ — Und Baronin Hetwig? Gehorsam neigte sie das Haupt und blickte mit einem verlegenen Lächeln, mit thränenfeuchten Augen auf den Mann. „Ja, Dénes, ja — ich gehe schon —“ sie nahm seinen Arm an und ging mit ihm, an ihn geschniegt, gleichsam mit ihm verschmelzend, unbewußt, wie von einer höheren Gewalt getrieben. Niemand richtete ein Wort an die Beiden; die Choristen und Arbeiter achteten nicht einmal auf sie, die die Bühne verließen, wortlos in den vor dem Theater wartenden Wagen des früheren Ministers stiegen und davonfuhren. Die Baronin hatte ihre gewöhnlichen Kleider samt der Kammerfrau in der Garderobe zurückgelassen; sie befand sich noch im Kostüm der schönen Helena und hatte zum Glück ihren langen Mantel mit sich gebracht.

Mit weitgeöffneten Augen, stumm und regungslos blickte Milan den Beiden nach. „Das ist nicht übel!“ sprach er dann halblaut vor sich hin. Er besaß eine schnelle Auffassungsgabe und alsbald war ihm alles klar. Es leuchtete ihm nunmehr ein, daß Seine Excellenz Herr Dénes thatsächlich der große Frauenbezwiner sei, für den er allenthalben galt, der Mann, vor dem das weibliche Raubtier mit den scharfen Krallen zum schnurrenden Hauskätzchen wird. Im nächsten Augenblick stand der Direktor, der lautlos herangekommen war, neben ihm. „Schnell! Jetzt kommen Sie . . . Wo ist denn die Frau Baronin?“ — Milan schmalzte mit den Fingern. „Perdü!“ sprach er im Jargon der Kartenspieler. Erschrocken blickte ihn der Direktor an und wiederholte: „Wo ist die Frau Baronin?“ — „Wo soll sie denn sein? Fort ist sie, verschwunden ist sie, abgereist ist sie. Morgen zur selben Zeit ist sie vielleicht wieder da; heute muß sie nur eine wichtige Angelegenheit in der Stadt ordnen.“ Er befand sich in jener zornig heiteren Stimmung, welche man gemeinhin als „Galgenhumor“ zu bezeichnen pflegt; er war sehr erfreut, daß er jemand gefunden, den der Vorfall noch ratloser machte als ihn selbst. Der Direktor zog sein großes gelbes Taschentuch hervor, trocknete sich die Stirne und ließ sich auf einen Stuhl nieder, wo er laut schnaubte wie ein Blasebalg.

Auf der Bühne war inzwischen eine kleine Verwirrung entstanden. Galchas hielt die Hand wie einen Schirm über die Augen und sprach! „Dort kommt die schöne Königin!“ — Und da die Königin nicht kam,

hielt auch Paris, der Königssohn, die Hand über die Augen und sprach: „Sa, dort kommt sie!“ — Beide standen vor der Kulisse, hinter welcher sich Milan befand; der Hohepriester hüstelte zornig und der Königssohn zwinkerte dem Direktor zu, was denn mit der schönen Helena sei. Dann improvisierten sie die folgende Szene. — „Du bist doch ein arger Schelm, Paris!“ sagte der Hohepriester und stieß den Königssohn mit dem Daumen in die Rippen. Paris schrie auf und sprang erschrocken zur Seite. — „Wie verhielt sich eigentlich die Geschichte mit den drei Göttinnen? Vorhin hab’ ich Sie nicht gut verstanden —“ — Paris griff in die Tabaksdose des Hohenpriesters und nahm eine Prise, worauf er sagte: „Sa, diese drei Göttinnen! Das war eine sehr merkwürdige Geschichte! Dir zu Liebe will ich sie noch einmal erzählen —“ Und mit seiner meckernden Tenorstimme begann er das Eposlied von neuem. Während seines Gesanges entdeckte der Direktor zwischen den Kulissen den grünen Hut des Fräuleins Paula Kiniszi, welcher sich vertraulich dem Cylinder eines Journalisten näherte. „Machen Sie rasch Toilette! Sie müssen einspringen!“ — Die Diva maß ihren Direktor kalten Blickes; dann sprach sie vornehmen Tones: „Nur gegen einen Vorschuß von fünfzig Gulden!“ — — Zehn Minuten später, als Paris sein Lied schon zum dritten Mal beendet hatte, hielt der Hohepriester die Hand wieder über die Augen und sprach: „Dort kommt die schöne Königin! Jetzt kommt sie aber wirklich!“ — Leichten Schrittes, mit einer roten Perücke auf dem Kopf und dem Lorgnon

in der Hand trat Fräulein Paula Kiniszi auf. Das Publikum lärmte ein wenig, einige begannen zu zischen, die Applaudierenden hatten aber alsbald die Oberhand erlangt, denn Fräulein Paula Kiniszi gehörte zu jenen Künstlerinnen, denen ein bibelfestes Publikum vieles verzeiht. —

Inzwischen fuhr Baronin Hetwitz mit Dénes in dessen geschlossenen Wagen dahin. Als man schon eine Strecke gefahren war, fragte der Mann mit einem Male zornigen Tones: „Was ist Ihnen nur eingefallen? Wie konnten Sie auf einen solchen Gedanken geraten?“ — Die Frau gab keine Antwort. In eine Ecke des Wagens gelehnt, hielt sie ihren Mantel mit beiden Händen fest und blickte dabei ihrem Begleiter mit trotziger Miene ins Angesicht. — „Sprechen Sie! Wie konnten Sie auf diesen Gedanken kommen? Sie be-gehen täglich eine neue Thorheit — schon ist Ihr Name in aller Leute Munde. Sie kümmern sich weder um Ihren Namen noch um Ihre weibliche Würde. Ich werde Sie jetzt nach Hause bringen; doch werden Sie mir versprechen derlei Dinge niemals wieder zu thun. Versprechen Sie es mir!“ — Noch immer verharrte die Frau in trotzigem Schweigen, und nun begann Dénes, sanftere Saiten anzuschlagen. „Nicht wahr, Nesti, Sie versprechen es mir? Sie können ja so sanft und gut sein, wenn Sie wollen —“ — Die Frau hörte nur, daß er sie „Nesti,“ daß er sie bei demselben Namen genannt hatte, welchen sie als junges Mädchen geführt. Sie erfaßte die gegen sie ausgestreckte Hand ihres Begleiters, neigte sich über dieselbe und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Ihre Thränen flossen so reichlich, als hätte sie mit denselben eine alte Schuld löschen wollen, und in dem heißen Thränenstrom schmolzen alle Qualen ihrer trotzigen Liebe, alle Erinnerungen an das seit zehn Jahren ertragene Elend dahin. Dénes konnte die schluchzende Frau nicht von sich stoßen, sondern mußte dulden, daß sie sich an seine Brust schmiegte. Und er mußte eine lange, sonderbare, verworrene Rede anhören, welche die Baronin so weichen, süßen Tones vorbrachte, als wäre es ein Gebet gewesen: „Du bist ein schlechter Mensch, Stefan, ein schlechter Mensch! Und hast kein Herz! Weßhalb ließeſt Du die arme Neſti unter fremden Menschen so kränken und sich so härmen? Was hast Du mit mir gethan? Wer bin ich jetzt? Einst war ich die Neſti, Sonnenschein, Frühling, süß und nährlich — Das war ich alles — früher — vor vielen Jahren — und jetzt — o Gott! — jetzt bin ich die Gattin eines fremden Mannes —“

XX.

In seinem Kummer darob, daß ihm die schöne Helena ohne ein Abschiedswort zwischen den Kulissen den Rücken gewendet hatte, war Milan Gjurkovic ins Orpheum gegangen, und dort hatte er zu seiner unaussprechlichen Freude seine verloren geglaubten zwei Brüder Georg und Alexander angetroffen. Zuerst erblickte er Alexander, der beim Eingang stand und mit der seinem Alter angemessenen Bescheidenheit einem stumpfnäsigen Blumenmädchen den Hof machte. Milan

klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter und sprach: „Endlich hab' ich Dich, Junge!“ — Der Andere maß ihn bitteren Blickes und gab keine Antwort. — „Wo ist Georg?“ — Georg saß in einer Loge, und Alexander erfaßte erschrocken den Arm seines Bruders, indem er sagte: „Ach, Milan, gehe ja nicht hin, denn er hat einen Revolver bei sich!“ — „Nun was weiter?“ — „Er hat geschworen, Dich niederzuschießen, wenn er Dich treffen würde.“ — „Na, das wollen wir sehen —“

Mit festen Schritten näherte sich Milan der Loge, welche Georg mit einem anderen Herrn besetzt hatte. Er schlug ihn auf die Schulter. „Grüß Gott!“ sprach er dabei. Georg wendete sich um und maß seinen Bruder finsternen Blickes. „Ich kenne den Herrn nicht!“ — „Mache keine Dummheiten, Georg!“ — „Ich sagte Ihnen schon, ich kenne Sie nicht, und verbitte mir jedwede Vertraulichkeit!“ — Milan plauderte ein wenig mit dem anderen Herrn und kehrte dann zu Alexander zurück, der jetzt der Garderobiere den Hof machte.

„Wo habt ihr Euch denn die ganze Woche herumgetrieben?“ — Anfänglich wollte auch Alexander keine Unterhaltung anknüpfen; doch als ihm der ältere Bruder mit leiser Stimme ein paar Ohrfeigen in Aussicht stellte, gab er auf jede Frage bereitwillig Auskunft. „Wir haben uns nirgends herumgetrieben, sondern übersiedelten in eine andere Wohnung, denn Georg wollte nicht mehr mit Dir wohnen.“ Und dann berichtete er alles, was für Milan Interesse haben konnte. Als dieser am Morgen jenes verhängnisvollen Tages die Kleider seiner Brüder verkauft hatte und nach Kecska

gereift war, schliefen die von der nächtlichen Unterhaltung erschöpften jungen Leute bis Mittag. Als sie erwachten, gelangten sie alsbald zur Erkenntnis ihrer traurigen Lage. Mit zunehmender Ungeduld warteten sie den ganzen Nachmittag auf die Heimkehr Milans; abends waren sie bereits hungrig wie die Wölfe. Nun legte Alexander die weiße Biquéweste an, neigte sich zum Fenster hinaus und rief den an der Ecke stehenden Dienstmann herauf, durch den sie für die paar Kreuzer die ihnen noch geblieben waren, Brot und Schinken holen ließen. Dann versuchten sie wieder zu schlafen, waren aber nicht mehr schläfrig; sie zündeten daher die Lampe an und spielten im Bette liegend Karten bis zum nächsten Morgen, natürlich nur auf Pump. Dann schliefen sie wieder bis Mittag, und als sie erwachten, bemächtigte sich ihrer düstere Verzweiflung. Georg gelobte, den Bruder niederzuschießen, wo er seiner auch habhaft werden würde. In ihrer größten Not kam ihnen ein an ein Wunder grenzender Zufall zu Hilfe. Am Nachmittag erhielten sie mit der Post ein Paket, und als Georg dasselbe mit vor Aufregung zitternder Hand geöffnet hatte, fand er einen silbernen Hirtenstab mit gekrümmtem Ende darin. Den Stab sandte Seine Hochwürden Neftarius Gjurkovies, Titularpropst von Kolumbács (in partibus infidelium), mit dem Ersuchen, das Gerät mit neuen Granatsteinen versehen zu lassen. Sofort schlüpfte Georg in die weiße Biquéweste, rief vom Fenster aus den bekannten Eckenspieler herauf und schickte den silbernen Hirtenstab — in die Reinigungsanstalt. Der Dienstmann kehrte mit

einer genügenden Summe Geldes zurück, um aus einer anderen Reinigungsanstalt zwei komplette Anzüge holen zu können; dann konnten sie zum Nachtessen gehen, ein Lurus, den sie sich in der letzten Zeit ganz abgewöhnt hatten, und da sie sich schämten, in einem Restaurant so viel zu essen, speisten sie in drei Gasthäusern zu Nacht. Als sie sich am dritten Tage überzeugt hatten, daß Milan sie ganz vergessen habe, verließen sie auf Georgs Vorschlag die Wohnung. Frau Anna sagten sie kein Wort davon, daß sie in eine andere Wohnung ziehen wollten, und sie konnten das umso leichter unterlassen, als sie das Übersiedeln mit Vermeidung jeglichen Aufsehens sehr leicht persönlich besorgen konnten. Alexander trug die Weckeruhr und Georg beförderte zwei Zahnbürsten und ein Paar Hosenträger in die neue Wohnung, welche sie in der Realschulgasse bezogen. Da sie von derselben niemanden Mitteilung machten, selbstverständlich auch dem Meldungsamt nicht, so waren die Briefe Seiner Hochwürden, des Herrn Nektarius Ghyrkovichs, in welchen er seine beiden Neffen mit der Exkommunikation bedrohte, wenn sie in der Angelegenheit des silbernen Hirtenstabes in partibus infidelium nicht sofort Ordnung schafften, ganz zweck- und erfolglos. — „Ihr seid bodenlos leichtsinnige Menschen!“ sprach Milan tadelnd, als ihm Alexander all dies berichtet hatte.

Ziemlich lange Zeit führten die Brüder eine getrennte Lebensweise. Georg ignorierte Milan hartnäckig, wenn er zufällig mit ihm zusammentraf. Es vergingen einige Monate, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignet hätte. Nur eines unbestimmten

Gerüchtes sei hier Erwähnung gethan, von welchem Milan durch seinen unbekannten Reisebegleiter auf der Fahrt von Kécska nach Budapest Kenntniss erhielt. — „Nun, habe ich es Ihnen nicht gesagt?“ fragte er Milan, als er mit ihm im Kasino zusammentraf und sich ihm als der Grundbesitzer Eugen Gáspár vorstellte. „Was denn?“ — „Daß Stefan Dénes die Baronin Hetwiz heirathen wird.“ — „Dies ist aber meines Wissens nicht geschehen.“ — „Es wird aber geschehen. Ich weiß aus authentischer Quelle, daß zwischen dem Feldzeugmeister Hetwiz und seiner Gattin Verhandlungen in Bezug auf die Scheidung geführt werden. Mit der „Helena-Episode“ ist der alte Herr des ewigen Belagerungszustandes herzlich überdrüssig geworden.“ — Mit der unschuldigsten Miene von der Welt fragte Milan, welche Bewandnis es mit der „Helena-Episode“ habe. — „Haben Sie denn gar nichts von dem Skandal gehört? Die Baronin wollte in Buda als schöne Helena auftreten. Dénes erhielt aber noch rechtzeitig Wind von der Sache und verhinderte die Ausführung derselben. Er führte die Baronin gewaltsam aus dem Theater, setzte sie in einen Wagen und schickte sie nach Hause. Es war recht schade darum, denn ich kenne Leute, die vieles darum gegeben hätten, wenn sie die Baronin im Kostüm der schönen Helena hätten sehen können.“ — Milan hatte sie gesehen und zählte diesen Moment zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens.

Seit zehn Jahren hatten die Liebenden an jenem Abend zum ersten Mal mit einander gesprochen. Am

nächsten Morgen begab sich Frau Hetwig mit einem Fläschchen Atropin in der Tasche zu der Schwester des Herrn Stefan Dénes, küßte die würdige Dame, weinte ein wenig und sagte dann, sie werde sich vor ihren Augen vergiften, wenn sie sie nicht mit dem Minister zusammenführe. Die erschrockene Schwester ließ Dénes herbeiholen. Nun löhnten sich die Liebenden aus und begannen schon bei dieser ersten Begegnung über ihre eheliche Verbindung zu beratschlagen. — „Ich kann Sie nicht heiraten,“ sagte Dénes. „Sie haben soviel unliebsames Aussehen erregt, daß es nicht möglich ist —“ — „Versuchen Sie es!“ flehte die Frau sanften Tones. Lange schritt Dénes in dem Zimmer auf und nieder. „Nun gut,“ sprach er dann. „Ich gelobe aber bei meiner Ehre, daß beim ersten Skandal, zu dessen Schauplatz Sie mein Haus machen, ich Sie und mich erschiefe. Sind Sie damit einverstanden?“ — Die Baronin dachte ein wenig nach. Vielleicht wäre es ihr lieber gewesen, wenn ihr Dénes statt des Erschießens bloß eine Tracht Prügel in Aussicht gestellt hätte. Dann sagte sie aber: „Ich bin einverstanden; doch habe auch ich eine Bedingung. Versprechen Sie mir, daß Sie mich keinen Tag allein lassen werden. Bereitwillig werde ich Sie auf Ihre Jagden und auf allen Ihren Wegen begleiten. Wenn Sie mir das versprechen, sobürge ich für mich.“ — Damit war das Übereinkommen getroffen. Dénes teilte dem Feldzeugmeister brieflich mit, welchen Entschluß er gefaßt habe. Auch die Baronin schrieb an ihren Gatten und zwar Folgendes; „In einem halben Jahr reise ich mit Stefan Dénes

nach Italien, und es hängt nur von Ihnen ab, ob ich diese Reise als Frau Dénes oder als Baronin Hetwiz unternehme —“ — Der Feldzeugmeister stieß ein grimmißes Lachen aus. „Gut,“ sagte er; „ich kann mich an Dénes nicht grausamer rächen, als indem ich ihm meine Gattin abtrete.“ — Etwas anderes blieb auch nicht übrig. Man konnte den gordischen Knoten nicht einmal mit einem Schwerthieb zerhauen lassen, denn der Gardist und Eisenfresser hatte seit jenem denkwürdigen Duell mit Milan Ghurkovics den rechten Arm gelähmt. Der Scheidungsprozeß wurde — nach den Worten der Baronin — auf Grund beiderseitigen unversöhnlichen Hasses eingeleitet.

Im nächsten Frühjahr erfuhr Milan, daß die schöne Frau mit dem ehemaligen Minister nach Italien gereist sei. Sechs Wochen später widerfuhr Milan Ghurkovics etwas Sonderbares. Er saß im Kaffeehause und las die Zeitungen, als sein Auge von der folgenden Notiz gefesselt wurde: „Das Mandat von Kécska. Die unter dem Vorsitze Alexander Kulcsár's abgehaltene Beratung der liberalen Partei zu Kécska hat den einstimmigen Beschluß ergeben, das durch die Ernennung Stefan Kovács' zum Obergespan erledigte Abgeordnetenmandat Milan Ghurkovics anzubieten. Milan Ghurkovics ist als hervorragende administrative Kraft bekannt und erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß seine Tüchtigkeit gelegentlich der Verhandlungen der Verwaltungsreformen seiner Partei zu großem Nutzen gereichen wird.“ — „Ei,“ sagte Ghurkovics betreten zu sich selbst; „ich wußte gar nicht, daß ich einen Namensvetter im Lande habe.“

Nach einigen Tagen gedachten die Zeitungen neuerdings des Kécskaer Mandats. Jetzt berichteten sie bereits, daß jener geheimnisvolle Milan Gyurkovics, dessen Wahl mehr als gewiß sei, am 5. Juni seine Programmrede in Kécska halte, wo er mit großer Begeisterung erwartet werde. — „Das ist sehr merkwürdig,“ sagte Milan. Am 4. Juni erhielt er das folgende Telegramm aus Kécska: „Erbitten Nachricht, mit welchem Zuge wir Ew. Wohlgeboren erwarten dürfen. Alexander Kulcsár, Parteipräsident.“ Milan erbleichte. „Großer Gott! es wird doch nicht — wenn aber dennoch —“ Er gelangte zu der Annahme, daß das an den anderen Milan Gyurkovics gerichtete Telegramm irrtümlich ihm zugestellt worden sei, und um sich davon zu überzeugen, erkundigte er sich im Meldungsamt, ob außer ihm noch ein Milan Gyurkovics in der Hauptstadt existiere. Er erhielt die Auskunft, daß ein Gyurkovics genanntes Individuum überhaupt nicht auf dem Gebiete der Stadt wohne, dagegen habe man eine reiche Auswahl von Gyorghevics, Jurkovics, ja sogar von Gyurgyakovics am Lager. „Es bleibt mir nichts anderes übrig, ich muß nach Kécska hinunter,“ sagte sich Milan. Er mußte auf zwei Eventualitäten vorbereitet sein: entweder war er der Abgeordneten kandidat von Kécska oder war es ein Anderer. War es ein Anderer und reiste er dennoch nach Kécska, so war das kein Malheur; war er es aber zufällig und reiste er nicht nach Kécska, so war das ein Malheur. Wer Verstand hat, erwartet das Schlechteste und bereitet sich auf das Beste vor.

Am nächsten Tage reiste Milan nach Kécska. Am

Bahnhof daselbst drängte sich eine festlich bewegte Menge; Fahnen flatterten und heitere Musikklänge ertönten. Der Parteipräsident, Herr Kulcsár, in dem Milan den Gutsverwalter erkannte, trat mit entblößtem Haupt vor ihn hin und begrüßte ihn mit den Worten: „Verehrter Patriot!“ — Kein Zweifel, — der Abgeordneten kandidat war er! In einem vierspännigen Wagen wurde er ins Schloß gebracht, unterwegs begleiteten ihn Reiter, unter welchen Milan einige Lataien aus dem Schlosse Kécska erkannte, und die dem Wagen folgenden Wahlagitatoren waren Wirtschaftspraktikanten und höhere Angestellte. Im Schloß enthüllte der Parteipräsident dem jungen Manne die seiner geheimnisvollen Kandidatur vorangegangenen Ereignisse, indem er ihm den Brief der Baronin Janky vorlegte, welchen sie aus Sorrento geschrieben.

„Lieber Kulcsár!“ lautete der Brief. „Ihren Schwiegersohn zum Abgeordneten von Kécska zu wählen, ist ein Unsinn, welchen wir nicht begehen werden; dafür werden wir für Ihren Schwiegersohn etwas anderes finden. Abgeordneter von Kécska soll Milan Gyurkovics werden, der sich auf alles versteht und alles kann. Es ist mein ausdrücklicher Wunsch, daß Sie eine schöne Wahl für ihn veranstalten und den Leuten viel Wein zu trinken geben, damit recht viel geschrieen wird. Ein Banderium soll auch sein, viele Fahnen, ein Fackelzug, und wer für die andere Partei stimmt, soll entlassen werden oder seiner Verpachtung verlustig gehen. An Gyurkovics werde ich selbst schreiben. Was die Zuchthengste des Grafen Was anbelangt, so —“ Der restliche Teil des Briefes bezog sich nicht mehr auf die Politik.

Mit einer gewissen Andacht betrachtete Milan die langen Schriftzüge, die wie närrisch durcheinander liefen. Die schöne Frau hatte also an ihn gedacht! — Die schöne Frau hatte Milan anfänglich eine hübsche Zigarrentasche schicken wollen, hatte sich dann aber — obschon sie keine unbescheidene Dame war — gesagt, daß dies vielleicht doch keine genügende Entschädigung für seine getäuschten Hoffnungen sei, und ihm statt der Zigarrentasche das Kécskaer Mandat geschenkt. Schreiben wollte sie ihm ebenfalls, hätte es auch gethan, wenn nicht Wichtigeres dazwischengekommen wäre: ein Ausflug auf den Besuv. Dabei vergaß sie Alles, Milan, die Abgeordnetenwahl, Kécska — —

Bis zum Speisen bereitete sich Milan auf seine Programmprede vor; bei Tisch erbat er sich indessen vom Parteipräsidenten Aufklärung einer Gewissensfrage. „Bitte, mit welchem Programm wurde ich denn kandidiert?“ — „Mit einem Regierungsprogramm —“ — Seine Rede hielt er vor dem Gemeindehaus von Alsó-Kécska vor demselben Hause, in dessen Beratungssaal er im vergangenen Herbst mit seiner „untrügerischen Finte“ den Rittmeister in Stücke gehauen hatte. Selbstverständlich war seine Rede ein Gemisch der bekanntesten Schlagworte und Gemeinplätze, was aber nicht hinderte, daß die Wähler dieselbe mit stürmischer Begeisterung aufnahmen, denn es wollte niemand entlassen werden oder seiner Pachtung verlustig gehen. Vier Tage später fand die Wahl statt und Milan wurde mit einer überwältigenden Majorität gewählt.

Als Milan nach der Wahl nach Budapest zurück-

kehrte, wurde er am Bahnhof von seinen zwei Brüdern, Georg und Alexander, empfangen. Milan söhnte sich ohne weiteres aus mit ihnen, sogar mit Georg, dem er das während eines halben Jahres bekundete unpassende Benehmen verzieh. Im Wagen wendete er sich mit strenger Miene zu Alexander. „Wie steht es mit der Maturitätsprüfung?“ fragte er. — „Nächste Woche soll ich sie ablegen,“ erwiderte Alexander kleinlaut. — „Lerne, mein Junge, lerne, denn ohne Arbeit giebt es keinen Lohn. Im übrigen werde ich mit Deinen Professoren sprechen —“ Und zu Georg gewendet, fügte er hinzu: „Mit dir habe ich auch einen Plan. Besuche mich einmal in den nächsten Tagen —“ — „Speisen wir gemeinsam zu Nacht?“ fragte Georg, der der Ansicht war, es gezieme sich, den großen Tag mit einem Besuch des Orpheums zu beschließen. — „Morgen; heute speise ich im liberalen Klub, da ich mit den Ministern bekannt werden will —“ Er reichte seinen Brüdern die Hand, nickte ihnen ernst zu, klemmte sein Monocle ein und ging. — „Ich glaube, er will bereits Obergespan werden,“ sagte Georg, ihm hämisch nachblickend.

* * *

Noch möchte ich so manches über die Heldenthaten Georgs und Alexanders berichten; doch sind die beiden jungen Herren — insbesondere der Jüngste — noch jeglichen Ernstes bar, sodaß ich es gegenwärtig nicht wagen kann, sie mit dem geduldigen Leser näher bekannt zu machen. Vielleicht komme ich einmal zurück auf sie. Vorläufig aber ist die Geschichte der Brüder Gjurkovic zu Ende.

Ende.



Verlag von
F. E. Neupert's Nachf., Verlagsbuchhandlung
in Leipzig, Goethestr. 7.

Bisher erschienen:

**Sammlung moderner Belletristik in- und
ausländischer Autoren.**

Serie II.

- Bd. 1/4. **Clarétie, Jules**, Die Million. Ein Pariser
Börsenroman. 2 Bände.
eleg. geb. 6 Mk., eleg. geb. 7,20 Mk.
- Bd. 5. **Zavattiera, Karl M.**, Ein Sonderling.
Roman mit farbigem Umschlagbild.
geh. 2 Mk., eleg. geb. 2,60 Mk.
- Bd. 6/7. **Mendes, Catulle**, Ein jungfräulicher König.
Roman mit farbigem Umschlagbild.
geh. 3 Mk., eleg. geb. 3,60 Mk.
- Bd. 8/9. **Brandies, Bechtold**, Aßbunderliche Geschichten.
Novellen. eleg. broch. 3,60 Mk., eleg. geb. 4,50 Mk.
- Bd. 10/11. **Cotta, Joh.**, Gefilde der Seligen. Roman mit
farbigem Umschlagbild. geh. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.
- Bd. 12. **Rohut, Adolf**, Ungarisches Novellenbuch.
Mit farbigem Umschlagbild.
geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Serie III.

- Bd. 1/2. **Zola, Emile**, Um eine Liebesnacht und andere
Meisternovellen. Mit farbigem Umschlagbild.
geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Bd. 3. **Rabos, Eduard**, Weiße Nächte und andere
Geschichten. Novellen. Mit farbigem Umschlag-
bild.
geh. 2 Mk., eleg. geb. 3 Mk.

F. C. Neupert's Nachf., Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

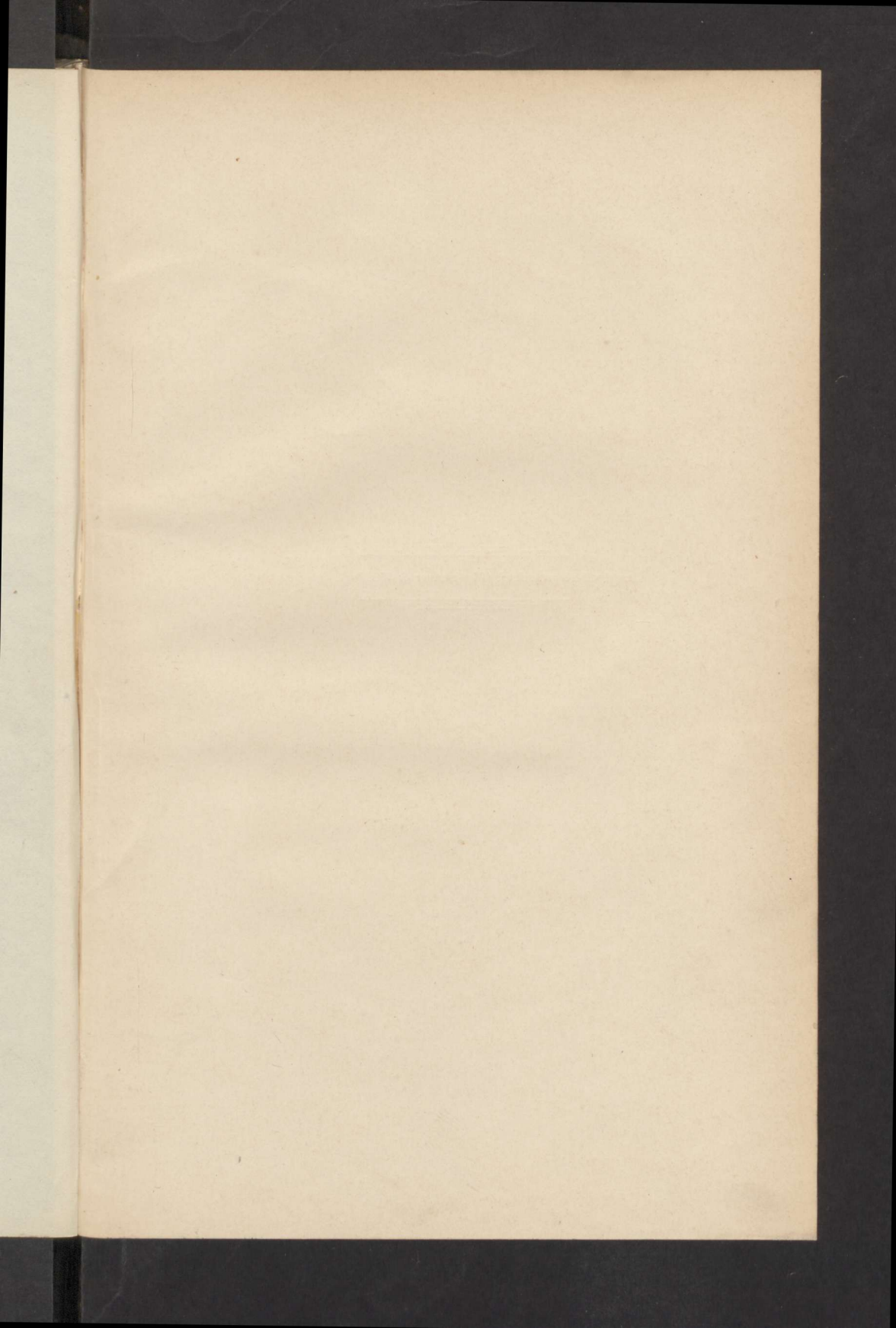
Serie III.


- Bd. 4/5. **Daudet, G.,** Mademoiselle de Circé. Mit farbigem Umschlagbild. geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Bd. 6. **Wolff, Ludw.,** Dunkle Sehnsucht. Mit farbigem Umschlagbild. geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.
Bd. 7. **Zauber, Siegm.,** Intimes. Mit farbigem Umschlagbild. geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.
Bd. 8/9. **Febvre, Freder.,** Das Liebespfand. Mit farbigem Umschlagbild. geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Bd. 10/11. **Wagenhofen, Frz.,** Parkett und Bohème. Mit farbigem Umschlagbild. geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
-

❧ Bei Abnahme einer cplt. Serie Band 12 gratis. ❧




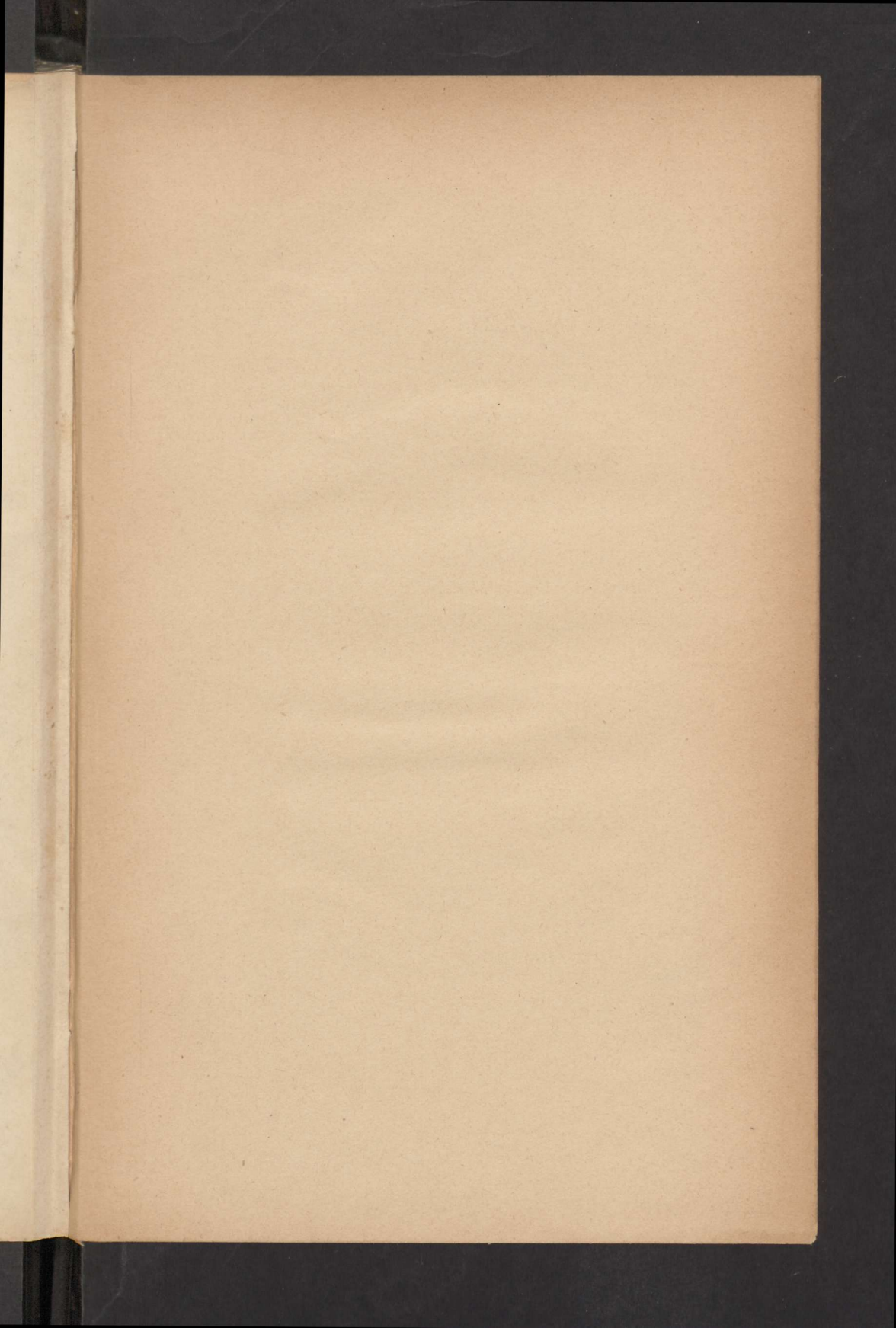
Deutsche Verlagsdruckerei (Merseburger & Walther) Leipzig.

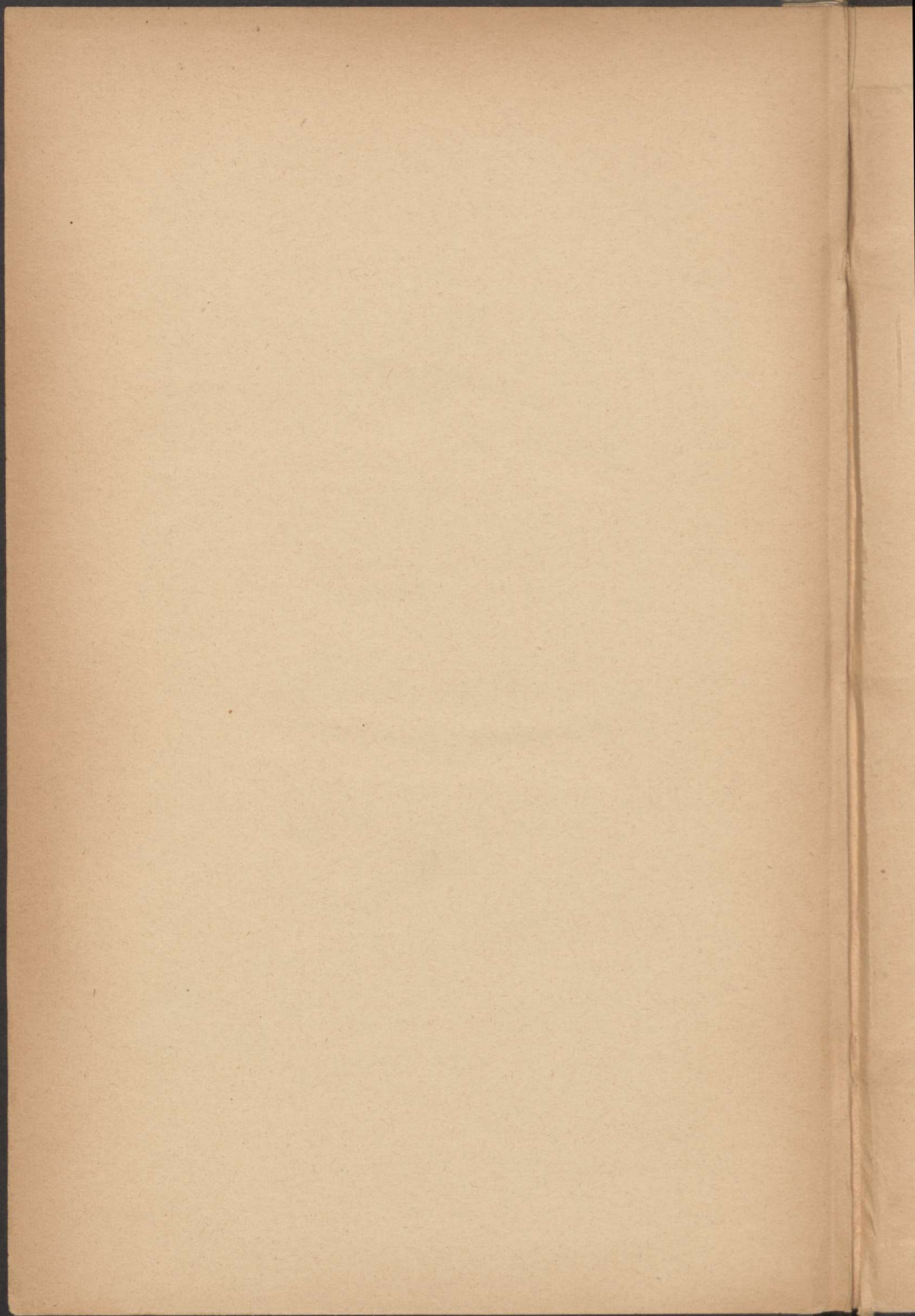


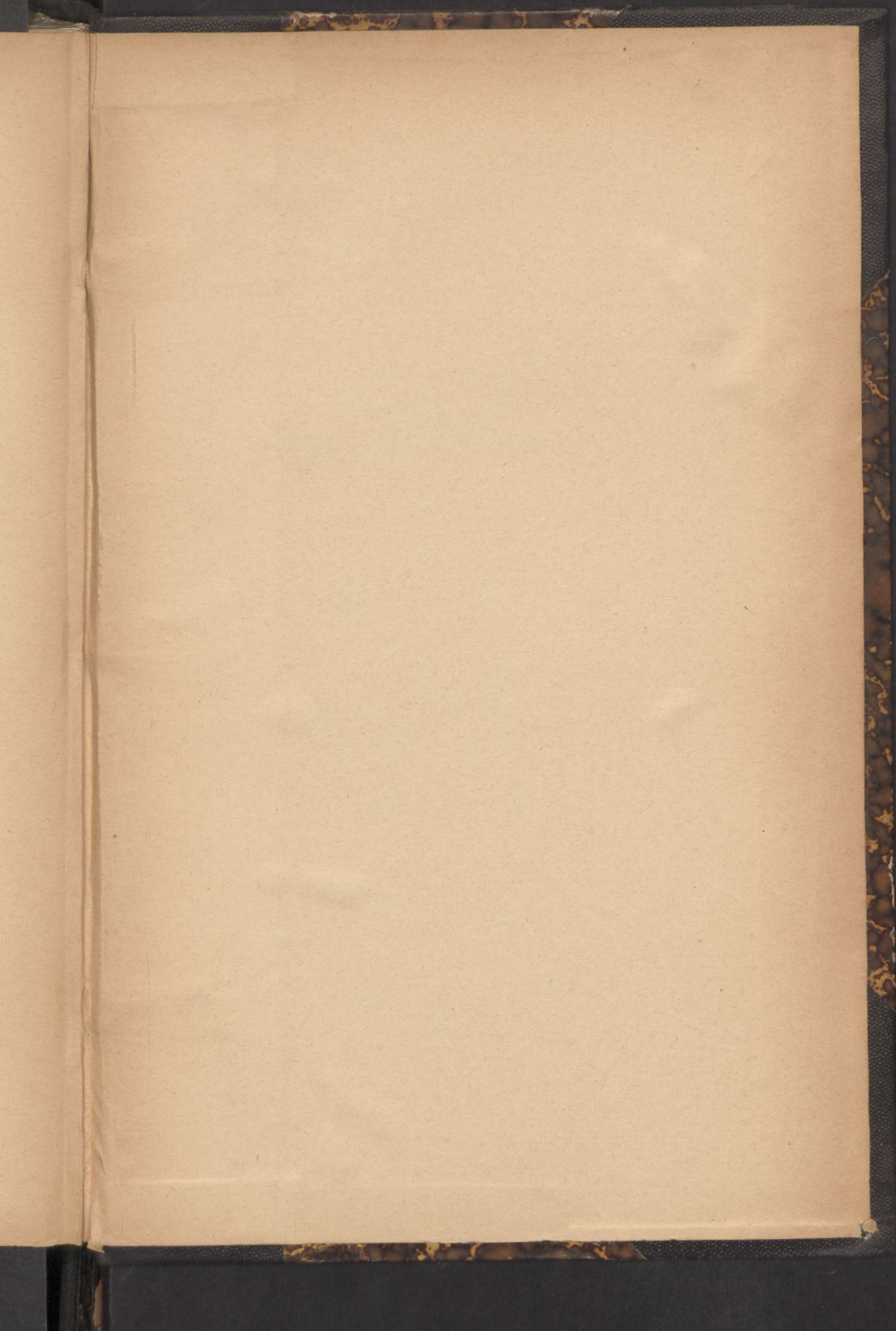


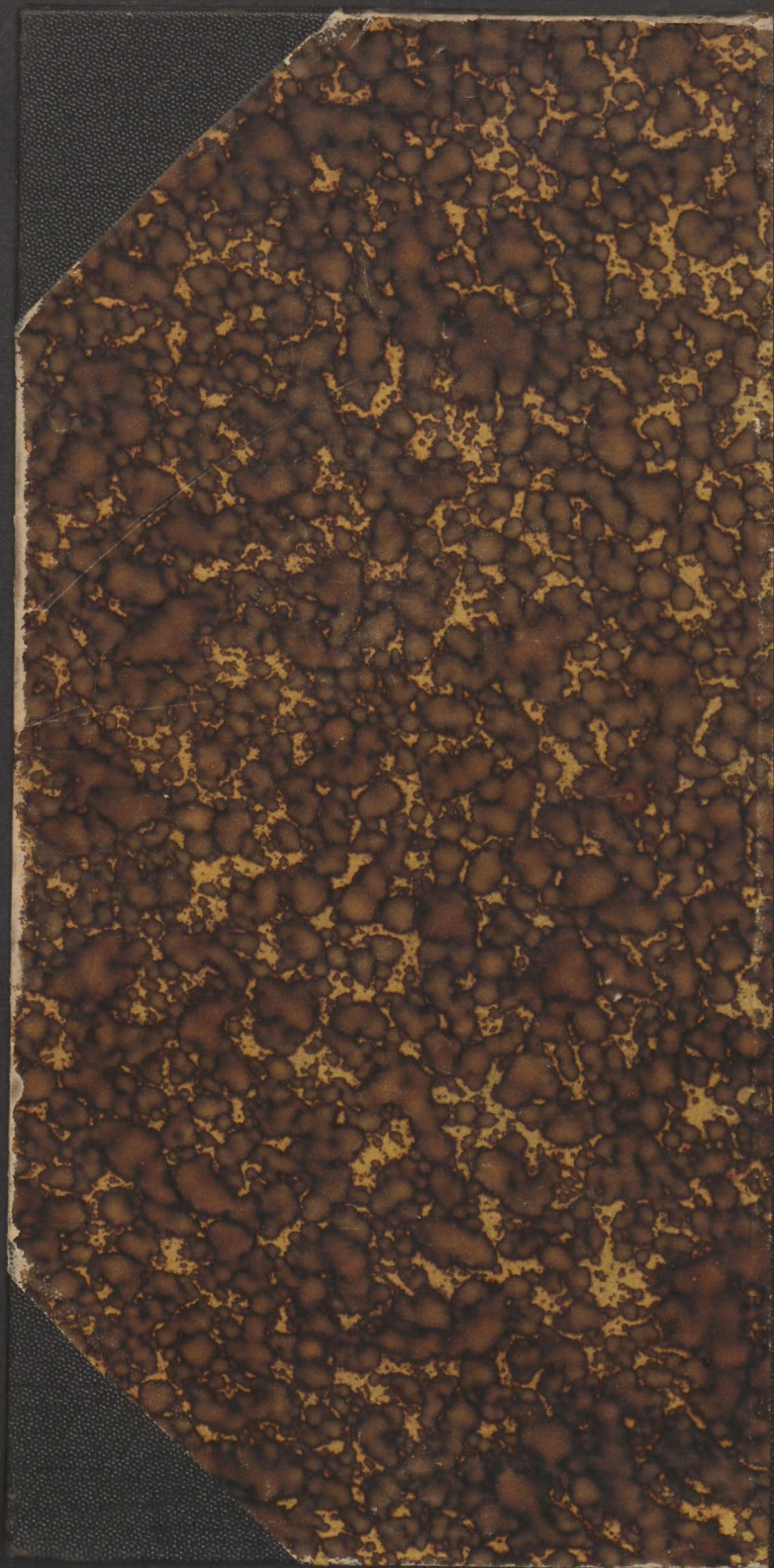
Deutsche Verlagsdruckerei (Meyseburger & Walther), Leipzig.











Herczog

Die
Brüder

N. M.